

Reisetagebuch
USA 2001

Alaska und Massachusetts

13. Juli bis 2. August 2001

Johann GÜNTHER

Inhalt

Vorwort	3
Die Überfahrt	
Anchorage	
Hatcherpass	
Unterrichtstag	
Sitka	
Mit dem Fährschiff von Sitka nach Juneau	
Von Juneau nach Skagway	
Die Rückfahrt von Skagway nach Juneau	
Zurück in Anchorage	
Flug nach Boston	
Krebs	
Boston	
Cambridge	
Baden im Atlantik	
Regentag	
In den Bergen der White Mountains	
Cap Code	
Wieder in Boston	
Media Lab	

Vorwort

Eigentlich bin ich diesmal nicht so gerne nach Amerika gefahren. In den vergangenen Jahren wusste ich, dass keiner meiner Kolleginnen oder Kollegen mit Studenten mitfahren würde. Diesmal war Attila, der sogar sehr daran interessiert war. Alleine wollte ich ihn aber noch nicht fahren lassen, war er doch noch ein Newcomer im Telekommunikationsbereich und dies könnte bei den amerikanischen Kollegen vielleicht nicht so positiv wirken. Daneben brauchte ich Informationen und Unterlagen für ein Medizinnetzwerk, wozu auch Besichtigungen und Gespräche vor Ort notwendig waren.

Durch das lange Überlegen, ob ich fahren sollte oder nicht bekamen wir keine guten Tickets mehr. Auch konnte die Gruppe nicht mehr gemeinsam fahren. Einer flog schon am Donnerstag, der größere Teil – darunter auch Hannelore und ich – am Freitag. Der Rest verteilte sich in der Ankunft bis Dienstag.

Nach einer Woche in Alaska wollte ich eine Woche in Massachusetts verbringen, wobei einige Tage dienstlich im MIT und der Rest privat geplant war.

Hannelore bezeichnete dies schon in der Planung nicht als Urlaub, weil zu viele dienstliche Unterbrechungen waren.

In diesem Reisetagebuch werde ich aber über Nichts Dienstliches berichten. Das ist Angelegenheit meiner wissenschaftlichen Arbeit und wird sich Andernorts publizistisch wieder finden. Die folgenden Seiten sind rein private Berichte über diese 2 ½ Wochen in den USA.

Es waren schöne Wochen und haben mich sowohl privat, als auch dienstlich auf viele neue Ideen und Gedanken gebracht.

Johann Günther
Im Juli 2001

Die Überfahrt

Grönland ist mir noch nie so groß erschienen. Lange flogen wir über die Eisberge. Zuerst waren es nur kilometerlang im Meer treibende Eisschollen und Eisberge, die vom Festland her in Richtung Island zogen. Am Horizont sah man die hohen Eisberge. Im Zentrum des Landes sah man nicht nach unten. Wolken verdeckten den Blick.

Mit der am Vortag gekauften Kamera – einem digitalen Fotoapparat – machten wir Aufnahmen von dieser Eiswelt am Weg in die noch größere Eiswelt Alaskas. Dazwischen mussten wir aber noch nach Seattle. Nach 3 Stunden Flugzeit erschien die Anzeige am Bildschirm „7 Stunden bis zum Ziel“ unrealistisch. Wir hatten ganz gut gegessen, waren also gesättigt und zufrieden. Aus dieser Zufriedenheit heraus wollten wir die Länge des Sitzens im Flugzeug nicht wahr haben.

Vielleicht flog unser Flugzeug so langsam. Derselbe Bildschirm berichtete aber etwas von 900 Kilometern pro Stunde. Es lag also doch an der Entfernung.

Mit einem Spielfilm versuchte man uns die Zeit kürzer erscheinen zu lassen. Man begann mit dem Abspielen, nachdem die Eisberge verschwunden waren und wir wieder über das freie Meer auf den Kontinent Amerika zu flogen.

Ich machte beim Filmschauen nicht mit und las mein mitgebrachtes Buch von Barbara Frischmuth, das mich ins Ausseerland und nach Österreich zurück brachte.

Die drei Kollegen hatten alle einen Fensterplatz. Wie Kinder saßen sie hinter einander und schauten jeder bei seinem kleinen Fenster hinaus. Kinder, die wirklichen Kinder saßen daneben am Gangplatz und sahen Nichts von den Eisbergen und von Grönland.

Zwei Kollegen saßen in einem anderen Flugzeug, das eine ähnliche Richtung einschlug. Sie hatten nur mehr Plätze nach Los Angeles bekommen. Sie würden auch zwei Stunden nach uns ankommen.

Voraussichtlich um Mitternacht werden sie in Anchorage landen. Nach der inneren Uhr wird das 11 Uhr Vormittag sein. Ob wir da mit unseren zwei Stunden kürzeren Flug besser dran sind ist zu bezweifeln. Beides ist eine lange, ja zu lange Reise.

Mein Hals-Nasen-Ohren-Arzt hat mir mehrere Arzneien für die Nase mitgegeben. Im Flugzeug gäbe es nur zwei oder drei Prozent Luftfeuchtigkeit und die Atemwege trocknen unnatürlich aus. Da hilft auch viel trinken nichts. Meine ohnehin verlegten Nebenhöhlen der Nase würden wieder schmerzen. Mehrmals während des Fluges ging ich aufs Klo und sprühte eine Salzwasserlösung in jedes der Nasenlöcher. Ob es helfen wird? Nasengel und Nasentropfen waren zwei andere Heilmittel, sodass ich – selbst bei positivem Erfolg und schmerzfreier Landung nicht mehr sagen werde können, was geholfen hat. Der Sieg hat viele Väter.

Drei Wochen kein Büro. Schon lange war ich nicht mehr so lange weg. Ob sie alles richtig machen werden? Ob sie zu Hause meine Hilfe brauchen werden? So viel als möglich hatte ich am Tag vor der Abreise noch aufgearbeitet. Aber das ist doch keine Vorbeugung, wenn täglich 50 E-Mails und unzählige Briefe kommen. Alles muss beantwortet werden. Nun, die E-Mails werde ich selbst beantworten. Was aber mit den Briefen, die physisch ins Büro kommen. Die elektronische Post werde ich nachholen können. Den Einwahlknoten und die Einwahlnummern habe ich mir noch ausfindig gemacht und auf ein Blatt Papier ausgedruckt. Auch das Kabel zum Anschluss meines mitgenommenen Computers an das Telefon habe ich in letzter Minute noch eingepackt.

Der Koffer war diesmal sehr schwer. Viele technische Geräte, die ich vor einigen Jahren noch gar nicht hatte wurden mitgenommen. Trotz des neuen digitalen Fotoapparats habe ich die konventionelle Filmkamera noch mitgenommen. Zur Sicherheit. Eine ähnliche Doppelausführung ergab sich beim Mobiltelefon. Das europäische System funktioniert in Amerika nicht. So habe ich noch ein Gerät gekauft, dass die amerikanische Frequenz versteht.

Um aber auch bei der Abreise, Ankunft und Zwischenlandung in Amsterdam telefonieren zu können habe ich das alte auch mitgenommen. Mein Kalender ist seit Jahresbeginn auch elektronisch. Dieser Organizer ist aber schwerer als der gedruckte Kalender. Vor allem aber die vielen Verbindungskabel und Konverter brauchten viel Platz beim packen. Für die neuen Geräte hatte ich auch noch die Bedienungsanleitungen mit. Ich wollte sie während des Fluges lesen. Jene für den digitalen Fotoapparat habe ich aber in den großen Koffer, der sich als Fluggepäck irgendwo unten im Bauch des Flugzeugs befand gepackt. So mussten wir durch ausprobieren zu bestimmten Funktionen finden. Zum neuen Telefon hatte ich die Beschreibung mit, konnte aber das Gerät nicht in Betrieb nehmen, so dass ich im Trockentraining die einzelnen Bedienungselemente lernte.

Für die Einreise mussten wir Formulare ausfüllen. Attila kam fragen wie was zu beantworten wäre. Aus einem ehemaligen kommunistischen Land kommend konnte man im einfach erklären, dass man vieles nicht sagen soll. Einfache und klare Antworten, damit die Kontrollierenden zufrieden sind und nicht weitere Fragen stellen müssten. Für beide Parteien die bessere Lösung. Wir müssten uns nicht blöd ausfragen lassen und die Grenzpolizei müsste nicht länger arbeiten und hätte eine zügigere Abfertigung.

In der Nebenreihe lag ein Kind zwischen den Sitzen und schlief. Das hätte ich auch gerne getan. Wir Erwachsenen mussten aber aufrecht in den Sesseln sitzen. Vor mir hatte sich einer mit der zurückgeklappten Lehne sehr breit gemacht, wodurch mein Sitz noch enger wirkte. Sogar der Hintern war mir eingeschlafen. Etwas was ich bis dato nur von Körperteilen wie Arm oder Fuß kannte. Aber nach einigen Stunden wachte auch das Kind auf und begann zu weinen. Anscheinend war der Flugzeughoden auch kein wirklicher Bettersatz.

Das Flugzeug, das uns von Europa nach Amerika brachte hatte sicherlich schon mehr als 20 Betriebsjahre auf dem Fahrgestell. Von Seattle nach Anchorage saßen wir dann in einer neuen Boeing 767. Der Weg hinein war mit Hindernissen gespickt.

Wir hatten 3 Stunden Aufenthalt. Die Einreise und Zollformalitäten gingen rasch. Auch unser Termin zum Abflug hatten wir schnell gefunden. Ein eigener Shuttlebus brachte uns zum Alaska Airline Terminal. In Amerika haben die Airlines ihre eigenen Terminals und Gates sind nicht nach Destinationen gegliedert. In einem McDonalds aßen wir typisch amerikanisch Pommes Frites, Burger und tranken Coca Cola. Die Zeit verging durch plaudern. Wir probierten unsere Mehrfrequenz-Mobiltelefone aus und checkten den Empfang. Drei von uns hatten dieselben Geräte, aber unterschiedliche Provider. So konnten wir einen Praxistest machen, wie ihn sich so manche Fachzeitschrift wünschen würde. Drei Europäer mit europäischen GSM Telefonen in den USA. Wie funktionieren die Geräte. Alle hatten wir empfang und konnten uns auch gegenseitig telefonisch erreichen. Erste SMS Meldungen wurden empfangen und weggeschickt. So wussten die zu Hause Gebliebenen, dass wir gut angekommen waren.

Es war nett den Menschen zuzusehen. Amerikaner? Dicke, puritanische und teilweise skurile Menschen. Da waren zwei Mädchen, die am Boden saßen und ihr Abendessen aus dem Rucksack holten. Sie waren am Rücken stark tätowiert. Was wohl die Eltern sagen werden, wenn sie so tätowiert vom Urlaub heimkommen?

Ein älterer Mann mit Vollbart und einem dicken Bauch trug ein T-Shirt mit einem riesigen weißen Adler auf der Brust. Das Leiberl selbst war schwarz und der große Vogel hob sich extrem ab. Die Kleidung passte nicht zu ihm. So aber ist die heutige Gesellschaft: ältere und alte Menschen akzeptieren nicht, dass sie alt sind. Jeder will jung sein und jung bleiben. So

wie in den Medien suggeriert gibt man sich jung und wenn es nur die Kleidung ist, die den alten Körper verdeckt.

Plötzlich kam einer der Kollegen von einem Spaziergang durch die Wartehallen zurück und meldete, dass unser Flug abgesagt sei. Alle lachten über den spaßigen Beitrag. Er aber machte uns doch mit der Realität vertraut. Alle stürzten wir zum Schalter um auf einen anderen Flug umzubuchen und eine halbe Stunde später saßen wir in eben dieser neuen Boeing-Maschine nach Anchorage. Sie flog dann noch nach Fairbanks weiter.

Mein Kollege Don May sollte uns in Anchorage abholen. Die nun funktionstüchtigen Mobiltelefone versuchten Don zu erreichen, um ihn von der Verspätung zu berichten. Er aber war nicht zu Hause und auch nicht im Büro. Einzig den Anrufbeantworter konnten wir informieren.

Beim Einchecken in Wien waren wir bei der Platzwahl sehr wählerisch. Bei der Umbuchung in Seattle ging es uns nur mehr ums Mitkommen. So saßen wir aufgereiht alle nebeneinander in einer Reihe. Ich saß am Ende unserer Gruppe und kam neben einer sehr dicken jungen Frau zum Platz nehmen. Sie hatte die Armlehne hochgeklappt, sonst hätte sie gar nicht sitzen können. Mein Sitz war teilweise von ihrem Hintern besetzt. Der brauchte eben mehr Platz. Ich kam mir wie ein kleines Kind mit der Mutter vor. Sie aß schon bevor wir wegflogen. Karotten und Brötchen. Gott sei Dank wurden nicht alle Sitze besetzt und ich befreite mich aus der fetten Umarmung und nahm am Rücksitz neben einer jungen, schlanken Dame Platz. Noch dazu blieb der mittlere Sitz leer und bot meinem Handgepäck Platz, obwohl ich im Falle dieser Frau lieber näher gesessen wäre.

In Seattle färbte die Sonne den Himmel schon leicht rot. Je weiter wir aber in den Norden kamen, umso gelber und heller wurde sie wieder. Eine Art Sonnenaufgang in Süd-Nord-Richtung.

Einige Gruppenmitglieder schliefen sofort ein. Andere lasen oder schrieben so wie ich am Computer.

Anchorage

Don stand am Flughafen und holte uns wie vereinbart ab. Er bemerkte uns nicht sofort und sprach mit Attila und einigen Stunden. Umso herzlicher war dann die Begrüßung.

Im Sommer ist der Flughafen von Anchorage immer überfordert. Über eine halbe Stunde dauerte es, bis das Gepäck am Förderband rauskam. Dons Auto war groß genug, um uns allen Platz zu bieten und auch die Koffer im hinteren Teil des Autos zu verstauen. Attila wurde von Mark Foster, ebenfalls ein Vortragender der Alaska Pacific University der schon bei uns in Krems war abgeholt. Er fand bei Mark auch Quartier für die nächsten Wochen.

Wir fuhren den schon bekannten Weg zum Universitätscampus, brachten die Kollegen in ihre Zimmer, wo ein schon am Vortag angekommener Kollege verschlafen in der Tür stand und wartete und dann brachte uns Don in ein Privatquartier am westlichen Berghang der Stadt nicht weit von seinem eigenen Haus. Wir hatten aus unserem Zimmerfenster einen schönen Blick auf die Stadt. Die Vermieter waren zwei nette Herren. Sie nannten ihre Pension „Angels View“. Alles war noch neu. Vor drei Wochen wurde offiziell eröffnet.

Wir hatten ein großes Schlafzimmer mit einem Himmelbett, zu dem wir über eine kleine Stiege hinaufsteigen mussten. Koperierte englische Stilmöbel dienten als Einrichtung. Davor ein großes Wohnzimmer mit Küche und Bad.

25 Stunden waren wir unterwegs und sehr müde. Zur Sicherheit nahmen wir jeder ein Schlafpulver und schliefen so bis 8 Uhr Morgens durch. Im Wohnzimmer wartete schon der Frühstückstisch. Obst, Kaffee, Cornflakes, Käse, gekochte Eier, Schinken und süßes Gepäck aber kein Brot. Wir genossen das Essen ebenso wie das heiße Duschen, das den Körper wieder regulierte.

Um 10 Uhr holte uns Don ab. Wir fuhren zu seinem Haus, wo wir den Ablauf der nächsten Tage besprachen. Sein Sohn mit Freundin war zu Hause. Er ist Lehrer in New Orleans und musste noch am selben Tag zurück zum Arbeitsplatz. Ich versuchte daher Don vom heutigen Tagesprogramm frei zu spielen, damit er Zeit für seine Familie und seinen Sohne hatte. Er borgte uns das Auto seiner Tochter und wir fuhren zum Uni Campus um die Kollegen zu treffen. In der Nacht waren noch die beiden Kollegen aus Los Angeles angekommen. Beinahe hätten sie ihr Flugzeug versäumt, weil sie die Uhr um eine Stunde falsch gestellt hatten. Erst der Last Call weckte sie und sie wurden noch mitgenommen.

Es war Samstag. Die Sonne schien. Wir beschlossen nach Süden zum Portage-Gletscher zu fahren. Rebecca, eine Studentin der APU, die im Mai zu einem Modul in Krems war begleitete uns, wobei das Wort „Begleitung“ besser ersetzt wäre mit „führte einen Teil unserer Gruppe mit ihrem Auto“. So kamen alle mit. Im Supermarkt erstanden wir noch Essen für ein Picknick und um 1/2 2 Uhr waren wir am Bootshaus, von dem das Schiff zum Gletscher abfuhr. Der Kapitän erklärte die Entstehung des Gletschersees und die einzelnen Gesteinsschichten, an denen wir vorbei fuhren. Der Gletscher ergoss sich direkt in den See. Das Schiff fuhr relativ nahe an die Eiswand heran. Mehrmals brach ein großes Stück krachend und tosend ab und stürzte in den See, wo es als Eisberg weiter Richtung Meer schwamm. Nach der Schifffahrt aßen wir am Ufer unser Mitgebrachtes. Der Hund von Rebecca ging trotz eiskaltem Wasser schwimmen.

Zurück in Anchorage wartete Mark Foster bereits auf uns in einem japanischen Restaurant, wo wir bei Sushi und Bier den schönen Tag ausklingen ließen.

Sonntags wollten wir früh aufbrechen und nach Seward fahren. In Seward bricht einer der größten Gletscher ins Meer. Trotz Jetlag und anstrengendem Tag ließen sich einige der Gruppe nicht abhalten und gingen mit Rebecca noch in die Disco.

Hatcher Pass

Im Süden regnete es. Auch in Anchorage war der Himmel wolkenverhangen. Unser Gastgeber befragte seinen Kollegen, den er als Wetterspezialisten bezeichnete. Dieser riet davon ab, nach Seward zu fahren. Im Süden regnete es bereits heftig und die Regenfront ziehe nach Norden und werde am Nachmittag auch Anchorage erreichen.

Nach dem Frühstück fuhren wir zum Universitätscampus. Das dritte Mal in Anchorage versetzte uns in die Lage doch den Weg ganz gut zu kennen.

Zwar sehr verschlafen, aber doch präsent warteten alle Kollegen auf die Abreise. Rebecca fehlte noch. Alle waren sie spät von der Diskothekentour heimgekommen. Niemand wollte aber Eindrücke auslassen. Nach weiteren zehn Minuten Wartens auf Rebecca übersiedelten wir in die seit 9 Uhr geöffnete Universitätsmensa und die Kollegen taten, was wir schon hinter uns hatten: frühstücken. Die Preisgestaltung entsprach hungrigen Studenten. Man zahlte und konnte so oft als man wollte nachverlangen. Kaffee, Ham and Eggs oder Brote. Alles wurde beliebig oft nachgegeben.

Um ½ 10 Uhr verließen wir schließlich mit der inzwischen eingelangten Rebecca Anchorage. Wir fuhren der Schlechtwetterfront Richtung Norden davon.

Die Vororte der Stadt waren noch stark besiedelt. Wir fuhren an vielen Wirtschaftsbetrieben vorbei. Am Ende der großen Bucht gab es auch etwas Landwirtschaft. In der Stadt Palmer, die für ihre Ausstellungen bekannt ist verließen wir die Hauptstraße und fuhren eine kleine Sandstraße in Richtung Hatcherpass. Die Straße führte uns in ein enges Tal. Bald wurden wir von einer Frau mit rotem Helm, auf dem sie einen Blumenkranz gebunden hatte gestoppt. Alle Autofahrer mussten auf einem Parkplatz eine Kolonne formen und nach einer halben Stunde führte uns ein Straßenverwaltungsauto zum Schigebiet des Hatcherpasses hinauf. Bis dorthin fuhren wir in Kolonne. Kleine Blockhütten beherbergen hier im Winter Schifahrer. Wir fuhren aber weiter hinauf bis zum 1800 Meter hohen Pass. Ein kleiner See lag unterhalb des Scheideweges. Wir wanderten einmal herum. Trotz Kälte schwamm Rebeccas Hund wieder im Wasser. Jeder fürchtete sich, dass er sich gerade neben ihm ausschütteln würde. Blumen blühten. Beeren setzten Farbe an.

Weit sahen wir ins Tal hinein und konnten das Band der Sandstraße so weit verfolgen als wir sehen konnten.

Von der Passhöhe weg fuhren wir Richtung Westen nach Willow hinunter. Die Straße war teilweise sehr schlecht und wir konnten nur langsam fahren. Während eines Stopps fand Leo ein Schlagloch, das so tief war, dass er bis zu den Knien drinnen stehen konnte. Wir steckten einen Baumast hinein, damit sich kein Auto darin das Fahrgestelle brechen würde.

Weiter unten fuhren wir einen Nebenweg hinauf zu einer Goldmine. Die letzten Meter waren durch ein dickes Eisengitter versperrt und mit dem Auto nicht passierbar. Wir wagten es auch nicht zu Fuß weiter zu gehen. Lediglich eine bereits aufgelassene Goldmine besuchten wir. Alles war zurückgelassen und von der Gewalt der Natur bereits zerstört. Hütten, die flach wie von einer Straßenwalze überfahren auf der Wiese lagen. Rostige Stahlseile, eine Steinmühle bezeugten noch die harte Arbeit des Goldgräbers. Einige Meter gingen wir in den Stollen hinein. Zur Erinnerung fotografierten wir uns gegenseitig beim Eingang.

Das es mit den Goldgräbern nicht zu spaßen ist zeigten leere Patronenhüllen eines Winchestergewehrs.

Nach mehreren Stunden erreichten wir hungrig die Hauptstraße und kehrten in einer Lodge ein. Der Kellner war zwar unfreundlich, aber der Magen verlangte Essen und das nahmen wir auch wenn es nicht gerade höflich serviert wurde. Wir saßen an der Theke. Mehrere Fernseher flimmerten über uns. Das Restaurant war aus großen Holzstämmen gebaut und lag neben

einem Fluss. Reste von Lachsen zeigten den Fischreichtum. Einige Fischerboote lagen am Strand. Zwei davon mit riesigen Ventilatoren am Heck, die das Boot antrieben und auch bei wenig Tiefgang fahrbar machten.

Rebecca drängte zur Weiterfahrt, denn um 17,30 Uhr wartete Don May im Brauhaus auf uns. Telefonisch bekamen wir eine Nachfrist bis 18 Uhr. Rebecca wollte noch nach Hause um sich umzuziehen. Wir brachten die Kollegen ins Studentenhaus und auch sie zigen sich um. Speziell Herr Führer hatte das Problem seine kurze gegen eine lange Hose zu tauschen.

Das Brauhaus ist ein, für Alaska typisches Restaurant. Wir aßen Fisch und tranken Bier. Ein schweres, aber ausgezeichnetes Essen. Ich sah das Brauhaus in Anchorage immer überfüllt. Ohne Reservierung ist es unmöglich einen Platz zu bekommen. Die Serviererin war sehr freundlich und verstand es auch Späße zu machen.

Don brachte uns nach Hause. Der Tag endete mit einem unglaublichen Erlebnis. Hannelore und ich stiegen aus dem Auto aus und verabschiedeten uns von Lin und Don. Ich ging voraus die Holzstiege zu unserer Haustür hinunter. Wie angewurzelt blieb ich stehen, als ein für mich riesiger – er war eben seine normalen zwei Meter hoch – Elch vor der Haustür stand und an unseren Blumenkistln zu Abend aß. Rasch lief ich die Treppe hinauf und sagte zu Hannelore „Bleib stehen! Da ist ein riesiger Elch vor unserer Tür!“ Hannelore wirkte nicht nervös. Sie meinte nur „Dass ein einziges Bier bei Dir bereits so wirken kann?“ Als sie aber um die Ecke kam war auch sie erstaunt. Ich lief inzwischen dem Auto von Don und Lin nach und brachte sie zum Stoppen. Lin hatte die Situation rasch im Griff. Langsam stieg sie aus und ebenso langsam ging sie die Stiege hinunter und auf den Elch zu. Sie redete mit ruhiger Stimme auf ihn ein „You are not at home here. Please leave this place. Where is your Mami? Go to your Mami.“ Don meinte nur, dass es gefährlich sei, weil der Elch seiner meinung erst ein Jahr alt sei und das Muttertier noch in der Nähe sein könnte. Dann würde es gefährlich. Aber Don und ich, wir standen in sicherer Entfernung oberhalb der Stiege. Ich fühlte mich sicher, weil ich doch annahm, dass Elche nicht so leicht Stiegen steigen könnten.

Er war ein folgsamer Elch und tat was Lin sagte: er verschwand im Unterholz.

Zitternd und rasch sperrte ich auf. Der Haushund stand ebenso zitternd hinter der Haustür. Er hatte nicht einmal gebellt. Er wusste, welche Chancen er hatte.

Unterrichtstag

Obwohl wir täglich lernen und die Kollegen oft über dienstliche Dinge redeten begann der eigentliche Arbeitstag in Form von Unterricht am Montag.

Die österreichischen Kollegen wurden mit amerikanischen Studenten gemischt. Auch hier lag der Schwerpunkt bei berufsbegleitendem Lernen. Dementsprechend war der Unterricht für die amerikanischen Kollegen von 8 bis 12 Uhr. Nachmittags gingen sie in ihr Büro.

Der europäischen Tradition folgend – und die Amerikaner schlossen sich dieser rasch an – begann der Unterricht um 8,15 mit akademischem Viertel Verspätung.

Don unterrichtete den ersten Tag.

Nach der Kaffeepause teilten wir die Teilnehmer nach ihren Nationalitäten und ich unterrichtete die amerikanischen Studenten über europäische Spezialitäten der Telekommunikation und Don tat dasselbe umgekehrt.

Nachmittags mussten die Studenten eine Arbeit vor die nächsten Tage vorbereiten. Daneben gab es einige Bücher zu lesen. Fleißig sah ich sie am Nachmittag bereits in der Bibliothek sitzen, während ich meine Emails abfragte.

Mittags aßen wir gemeinsam mit dem Abteilungsleiter der Business Group. Nachmittags trafen wir noch den Dekan und Präsidenten der Universität.

Der Zweck dieser Gespräch war die Definition der weiteren Zusammenarbeit. Ein Kooperationsvertrag wurde vorbereitet.

Administrative Dinge wie Bezahlung und Verrechnung wurden mit der Buchhaltungsabteilung geklärt. Die Welt ist doch überall gleich. Auch hier sind die Administratoren sehr kompliziert und für uns normale Menschen unlogisch. Die Alaska Pacific University schuldet uns noch Geld von der Summerschool im Mai und wir mussten diesen Kurs bezahlen. Da wäre es doch sinnvoll gewesen den Scheck der APU gleich wieder als Bezahlung zurück zu geben. Nein, das wäre zu einfach. Jeder muss seinen Betrag überweisen war die Forderung der Buchhalterin. Die Gewinner seien die Banken, argumentierte ich. Sie würden daran verdienen. Ich argumentierte aber nicht länger, weil ich vor einigen Monaten beim Austausch mit Griechenland eine ähnliche Diskussion mit unserer Buchhaltungsabteilung hatte. Auch damals überwiesen wir uns gegenseitig Geld und bezahlten am Ende mehrere Prozentpunkte des Umsatzes an die Banken.

Vor der Heimfahrt stoppten wir am Flughafen um die Tickets für nächsten Tag abzuholen. Das von Dons Tochter geliehene Auto führten wir mit unseren großen Koffern zurück. Für die nächsten 5 Tage genügte ein kleines Reisegepäck, das wir am Fährboot leicht mitführen konnten. Nun stand uns jede Nacht ein anderes Hotel bevor. Don hatte ein Programm erstellt, das sehr viel Abwechslung bringen würde.

Sitka

Der Busfahrer der uns vom Flughafen in die Stadt bringt sagte, dass es seit 15 Tagen ununterbrochen geregnet hätte. Wir fanden den Ort bei Schönwetter. Die Sonne schien als wir mit dem Flugzeug auf den kleinen Flughafen auf der vorgelagerten Insel zuflogen bis spät abends in die Nacht hinein. Mit 15 Grad war es zwar frisch, solange aber kein Wind wehte war es in der Sonne angenehm und wir gingen sogar ohne Pullover.

Lin hatte uns ein Hotel mitten im Ort reserviert. Der Kleinbus brachte uns direkt vor die Haustür. Lin hatte aber nicht nur ein Zimmer reserviert, sondern auch angegeben, dass wir eines mit Meerblick bekamen.

Die Zimmer waren noch nicht bezugsfertig. Wir stellten unsere kleinen Köffer ab und spazierten durch den von Touristen überfüllten Ort. Eine kleine russisch-orthodoxe Kirche war der Mittelpunkt. Rundherum fast ausschließlich Geschäfte für Touristen. In der Bucht lagen zwei große Kreuzfahrtschiffe, die mit kleinen Booten ohne Unterbrechung Fremde an land brachten. Erst am Abend, als die Schiffe abfuhren sah man den wahren Ort. Dass es hier auch Menschen gab, die hier arbeiteten und wohnten. Zwar verdienten sich die meisten ihr Geld mit den Touristen, aber die Saison ist kurz. Von Juni bis Anfang September, dann ist die Reisezeit vorbei und der Winter bricht über das kleine Dorf wieder herein.

Sitka war die Hauptstadt der russischen Provinz Alaska. Hier wurde dann das Land an die Amerikaner übergeben. Für wenig Geld wurde es verkauft. Alleine die Bodenschätze stellen ein vielfaches von dem dar, was bezahlt wurde. Auf einem kleinen Hügel am Hafen wurde ein Mahnmal an die Vertragsunterzeichnung errichtet. Auch wir stiegen hinauf und schauten dem letzten Kreuzfahrtschiff zu, wie es sich langsam und vorsichtig seinen Weg durch die vorgelagerten Inseln suchte.

Nun schlossen die Geschäfte. Für die Einheimischen und die Zurückgebliebenen wie wir war ab Ortsrand noch ein Supermarkt geöffnet. Wie es sich für richtige amerikanische Verhältnisse gehört bis Mitternacht. Wir erstanden noch Getränke und eine Kleinigkeit zum Essen. Selbst um 21 Uhr abends war es uns noch nicht zum Schlafengehen. Die Sonne stand hoch am Himmel. Zwar schien sie schon fast aus dem Norden und nicht aus dem Süden – was uns immer wieder Orientierungsschwierigkeiten bereitete -, aber sie war noch intensiv genug um zu wärmen und zu fotografieren. Der Körper konnte noch Energie tanken und wollte daher nicht ins Bett gehen, obwohl am nächsten Morgen um 6,30 Uhr unser Fährschiff nach Juneau wartete.

Am Vormittag waren wir schon in Juneau. Unser Flugzeug landete zwischen. Die meisten Passagiere stiegen aus. Regierungsbeamte oder Bürger, die eine der bundesstaatlichen Einrichtungen aufsuchten. Von Juneau nach Sitka waren viele Plätze frei. Das Flugzeug pendelte dann noch weiter nach Katchikan und schlussendlich nach Seattle.

Sowohl der Anflug auf Juneau, wie auch nach Sitka war atemberaubend. Das Flugzeug flog teilweise sehr knapp über die Berge und zog dann vor ihnen eine Schleife, um den jeweiligen Flughafen zu erreichen. Eng und steil waren die Kurven, die geflogen wurden.

Im Flugzeug gab es ein Frühstück. Das hatten wir auch nötig. Um 6 Uhr hatte unser Wecker geläutet und um 1½7 wartete Lin mit dem Auto. Sie brachte uns in Anchorage zum Flughafen. Am Vortag hatte ich bereits unsere vorbestellten Tickets geholt. Sie waren billiger, weil ich mich für personalloses Einchecken entschied. Nun stand ich am Morgen, noch verschlafen vor dem Selbstbedienungsbildschirm. Hannelore assistierte. Es war ein Touchscreen ohne Tastatur. Mit dem Ticketcode wurde unser persönliches File geöffnet. Mit dem vorgeschlagenen Sitzplatz waren wir nicht zufrieden. Der Computer war flexibel genug, um uns Alternativen vorzuschlagen, die wir sogar grafisch am Bildschirm anschauen konnten. Rasch waren beide Plätze auf die gewünschte Seite umgebucht und die Bordkarten wurden ausgedruckt.

Hannelore kaufte am Gate in einem kleinen Geschäft ein Mineralwasser für satte 4 Dollar. Fette Amerikaner aßen ihr Frühstück: große Becher mit Kaffee und riesige Kuchenstücke beziehungsweise Hamburger. Kalorien, die den Tagesbedarf decken würden.

Sitka, unser Tagesziel lag wie eine Modellstadt beim Anflug vor unseren Fenstern. Wir saßen auf der linken Seite und blickten hinunter aufs Meer und die kleine Hafenstadt. Wenig später durchwanderten wir diesen Ort; besuchten einen Naturpark mit Totempfählen, besuchten die russisch-orthodoxe Kirche und wanderten vorbei an den historischen Gebäuden aus dem 19. Jahrhundert. Der russisch-orthodoxe Friedhof war schon verfallen. Unter einem Baum machte sich ein Sandler schon sein Nachlager.

In einem Gemeindesaal besuchten wir eine Tanzvorstellung der Einheimischen. Sitka ist bekannt dafür, dass alte Traditionen gepflegt werden. Selbst Kleinkinder wurden schon mit auf die Bühne genommen, um das Kulturgut weiter zu geben.

In einem kleinen Lokal aßen wir, im Freien in der Sonne sitzend Fish and Chips. Die Fische waren wirklich frisch. Unzählige Fischerboote im Hafen bezeugten das Einbringen von täglich frischer Ware.

Die umliegenden Berge waren noch schneebedeckt. Wenig außerhalb reichten die Gletscher noch bis zum Meer herunter. Der Wasserspiegel war niedrig. Erst am Abend, als wir schon in unserem Hotelzimmer waren kam die Flut. Es war ein schönes großes Zimmer direkt beim Fischerboothafen. Der Blick aus unserem Zimmerfenster war eine Postkartenansicht, die wir auch auf unseren Fotoapparaten festhielten. Hannelore am analogen mit Film und ich am neuen, digitalen, bei dem ich noch nicht alle Funktionen kannte. Am Abend überspielten wir jeweils die Bilder des Tages und schauten sie am mitgeführten Computer noch an. Er hatte den größten Anteil an unserem Fünf-Tages-Gepäck. Jeder hatte einen kleinen Koffer, der im Flugzeug auch als Handgepäck galt. Ich trug noch meinen kleinen blauen Nike-Rucksack, den ich zum 50. Geburtstag bekam und Hannelore ihre Handtasche. So waren wir flexibel und hatten doch alles, was wir für diese fünf Tage brauchten. Die beiden großen Köffer ließen wir bei Don May in Anchorage.

Mit dem Fährschiff von Sitka nach Juneau

Das Fährschiff richtet sich nicht nach dem Fahrplan sondern nach den Gezeiten des Meeres. Die „Inside Passage“, wie der Fahrtweg zwischen den Inseln entlang der Küste heißt, ist oft eng und für das große Schiff bei niedrigem Wasserstand nicht passierbar. Um 7,30 Uhr sollten wir in Sitka ablegen. Am Abend konnte man uns noch nicht genau sagen, ob das wirklich so sein wird. Wir ließen uns um 6 Uhr wecken. Um ½ 7 Uhr sagte die Rezeptionistin, das Schiff fahre erst um 8,30. Zu diesem Zeitpunkt waren wir noch „zeitgläubig“ und hatten nur die Präzision der Amerikaner im Kopf, mit deren Denken solche Zeitverspätungen undenkbar waren. Ich war daher sogar unhöflich als ich sagte „I do n't relay on you“. Die Dame war dadurch sogar verunsichert und rief im Büro des Ferryboats an. Ja, um 8,15 werden wir wegfahren und um ½ 8 Uhr sei der Shuttlebus hier um uns zum Schiff zu bringen. Die Anlegestelle war einige Kilometer außerhalb des Orts.

Die so gewonnene Zeit verwendeten wir für ein Frühstück. Zwar war die Bedienung noch nicht voll wach und es dauerte lange, aber präzise nach dem Bezahlen der Rechnung erschien der Buschauffeur. Wir waren die ersten Passagiere. Er fuhr durch das noch erwachende Dorf und sammelte in verschiedenen Quartieren Mitreisende ein.

Don hatte die Schiffsreise reserviert und auch mit seiner Kreditkarte bezahlt. Ich musste an Hand einer Reservierungsnummer das Ticket im Büro vor dem Schiff einlösen. Der Schalterbeamte telefonierte und tippte in den Computer und ignorierte mich. Als ich frage, ob das Schiff auf uns warten würde meinte er, dass er hier der Chef sei und ohne ihn niemand wegfahren dürfe. Ein Kollege, der mit Funksprüchen beschäftigt war gab mir dann die Fahrkarten. Die gewünschte Umbuchung auf meine Kreditkarte war nicht möglich. Das könne nur Don May, der Besitzer der Reservierungs-Kreditkarte machen.

Hannelore unterhielt sich inzwischen beim Dock mit einem Offizier des Fährschiffs. Er empfahl eine Reise bis nach Valdez, die einmal jährlich im Sommer durchgeführt werde. Die Gegend hier sei absolut eisfrei und sie fahren auch im Winter. Auch kleine Orte werden angefahren. Nicht alle haben ein eigenes Ticketoffice, aber alle Menschen hier hätten Internet und buchen elektronisch.

Unser Schiff hieß M/V Kennicott und wurde 1998 in Betrieb genommen. Über 9 Stockwerke verteilt kann es 748 Passagiere transportieren. Der Monitor in einem Aufenthaltsraum berichtete von 398, die während unserer Reise an Bord waren. Im Untergeschoss können 100 Autos abgestellt werden. Für 320 Passagiere gibt es Schlafkabinen. Das waren die besser gestellten Reisenden. Meist waren es Pensionisten. Sie stellten sich während unseres Bordings gerade zum Frühstück an. Im obersten Deck – Solarium genannt – hielten sich die jungen und weniger begüterten Menschen auf. Sie schliefen in Schlafsäcken am Boden oder in Liegestühlen. Dieses Deck war auch außen mit Heizlampen gewärmt. Hier oben war sogar das Campieren, das Aufstellen von Zelten erlaubt. Diese Passagiere wuschen ihre Kleidung an Deck und hängten sie auf. Kaffeemaschinen standen am Fenster und jeder hatte seine eigenen Lebensmittel mit. Für sie war das Fährschiffrestaurant zu teuer.

Zwei Kinos verkürzten mit Spielfilmen den Reisenden die Zeit.

Die Neueingestiegenen – so auch wir – standen die ersten Stunden staunend außen und verfolgten die vorbeiziehende Landschaft. Schneebedeckte Berge, ein nie enden wollender Wald, der bis ans Wasser reichte und ab und zu grüne Wiesen. Hannelore hatte sich vor der Abreise noch einen Feldstecher gekauft und war begeistert, durch dieses Vergrößerungsglas nach Wildtieren auszuschaun. Sie sah auch viele Seeadler, die mit ihren weißen Köpfen das Wahrzeichen Alaskas sind. Auch Seeotter planschten unweit vom vorbeifahrenden Schiff. Jene, die schon länger unterwegs waren lasen in Büchern, schliefen oder plauderten mit Freunden. Einige Frauen stickten und strickten. Alles wirkte relaxed. Das grün der vorbeiziehenden Wälder beruhigte zusätzlich.

Nach einigen Stunden wechselten auch wir zu den ruhigeren Menschen und setzten uns ins Innere des Schiffs. Ich schrieb auf meinem Computer und Hannelore las in einem Buch. Nun sahen wir aus, so wie die anderen Reisenden. Eine Stunde vorher wanderte ich noch außen rund ums Schiff. 5 Umrundungen des Mitteldecks entsprachen einer Länge von einem Kilometer.

Zu Mittag erklärte eine Naturparkführerin das Leben der Seeadler. Sie hatte Körperteile wie Krallen, Flügel und Beine mit. Jeder konnte so die Größe dieser Tiere im detail bestaunen und Dinge wie die Krallen auch angreifen, um die Schärfe der Krallen zu begreifen.

Die Dame machte ihren Job sehr gut und stellte an Stelle eines Frontalvortrags viele Fragen an das Publikum, deren Beantwortung der eigentliche Lerninhalt war. Durch das aktive Mitarbeiten und Mitdenken behielten die Menschen sicher vieles besser im Gedächtnis.

Das Wetter blieb schön, auch wenn einige Wolken aufzogen.

Das Schiff musste viele Umwege machen, um eine ausreichende Tiefe der Fahrtrinne vorzufinden. Bei manchen engen Passagen stand ein Matrose vorne am Bug.

Die Hauptpassage war ein mehrere Kilometer breiter Kanal. In Juneau musste das Schiff in breitem Bogen wieder zurück fahren um den Nebenarm zur Stadt hinein zu finden. Ein Leuchtturm markierte die Stelle der Umkehr. Es war ein Einsames Haus mit dem kleinen Leuchtturm. Wohl ein einsamer Platz zum Wohnen.

Die Anzahl der Schiffe und Boote, die wir begegneten wurde größer, was die Nähe der Stadt bezeugte.

Die Anlegestelle der Fähre war etwa 20 Kilometer außerhalb der Stadt. Das Schiff ersparte sich so die komplizierte Einfahrt durch den engen Kanal. Nur Kreuzfahrtschiffe kamen bis ins Stadtzentrum hinein.

Unser Schiff hatte fast 2 Stunden Verspätung. Die Zeit bestimmt eben der Mond mit seinen Gezeiten. Bei Niedrigwasser ist eine Weiterfahrt unmöglich.

Das Schiff fuhr langsam in die Bucht hinein und legte ganz sanft am Pier an. Bei höherer Geschwindigkeit hätte es wohl viele der in den Meeresboden gerammten Pfähle umgedrückt.

Wir waren die ersten, die ausstiegen. Schwerfällig und von Motoren unterstützt wurde das Ausstiegstor im Bauch des Schiffes geöffnet. Autos und Passagiere gelangten über eine hereingekippte Stahlbrücke an Land.

Im Ankunftsgebäude gab es ein Hoteltelefon, über das ich den Shuttleservice unseres Hotels rief. Anfänglich glaubte die Rezeptionistin nicht, dass ich wirklich reserviert hatte, dann stellte es sich aber heraus, dass es wieder einmal an der Schreinweise unseres deutschen Namens lag.

Der Bus kam erst nach über einer Stunde und dann waren wir zu viele Passagiere. Der Chauffeur organisierte zusätzlich ein Taxe und mit weiterer Verspätung kamen wir ins Hotel. Nun waren wir schon sehr hungrig. Das Gepäck wurde nur im Zimmer abgestellt und in der nächsten Pizzeria stillten wir den Hunger mit zwei Pizzas. Der servierende Bursche war sehr freundlich und wir genossen so das Essen noch mehr. Die Wände waren mit einem Gemälde der Stadt aus der Flugzeugperspektive bemalt. Das brachte rasch die Stimmung der Stadt in den Raum.

Die Umgebung strahlte Urlaubsstimmung aus. Wasserflugzeuge starteten, während ein großes Schiff aus dem Hafen hinaus fuhr. Zwei weitere lagen noch am Pier. Eiscremeessend saßen wir am Ufer und sahen dem Treiben zu. Trotz abendlicher Stunde von 21 Uhr fuhr noch ein Mann Wasserschi.

Im Ort waren die Bars und Diskotheken schon voll in Betrieb. Viele junge Menschen starteten zum Nightlife. Wir waren aber müde und gingen zum Hotel zurück, wo wir nach einer Dusche rasch einschliefen.

Von Juneau nach Skagway

Dieser Tag war einer, wie es ihn in Alaska wohl selten gibt. Wir lagen am Sonnendeck der Fähre im Liegestuhl ohne Hemd und in kurzer Hose. Nach einer Stunde gingen wir in den Schatten, um keinen Sonnenbrand zu bekommen.

Die Fährte brachte uns von Juneau nach Skagway. Skagway ist der letzte Ort in diesem Meeresarm, der sich Inside-Passage nennt. Das heutige Schiff war etwas kleiner, als das am Vortag. Jenes, das uns von Sitka nach Juneau brachte legte ebenfalls an. Wie im Bildbuch konnten wir es vor dem Gletscher der Stadt fotografieren.

Wir hatten Sitze in der Observation Lounge, das ist ganz vorne im Schiff im 6. Stock, in der ersten Reihe. Wenn niemand auf der Reeling stand, hatten wir einen sehr schönen Ausblick in die Fahrtrichtung. So tauchte etwa direkt vor uns ein Wal auf. Alle Passagiere sprangen auf und zückten ihre Kameras und Fotoapparate. Der Wal ließ sich seitlich am Schiff vorbei treiben. Vor Aufregung hatten wir beide nicht abgedrückt und der schwarze Walfisch wurde auf keinem Foto festgehalten.

Links und rechts zogen Gletscher und schneebedeckte Berge vorbei. Das hochsommerliche Wetter trieb viele Boote aufs Meer heraus. Ob es eine ideale Zeit zum Fischen ist, wenn die Sonne so stark scheint fanden wir nicht heraus.

In Juneau konnten wir länger schlafen. Kein Wecker ermahnte uns zum zeitgerechten Aufstehen. Kein Flugzeug und kein Fährschiff musste am Morgen erreicht werden.

Wir frühstückten im Ort in einer kleinen Bäckerei. Den Kaffee mussten wir selbst holen.

Riesige Kannen standen im Gästezimmer und man konnte sich so oft bedienen wie man wollte. Ich aß ein Muffins und Hannelore ein Croissant. Es <schmeckte aber nicht wie aus einer Bäckerei in Europa. Alles wirkte wie von einer Fabrik gefertigt und nur mit Mikrowelle aufgewärmt. Das Haus selbst dürfte zu einem der ältesten der Stadt zählen. Niedrige Räume und kleine Fenster. Nur wenige Tische hatten Platz.

Drei große Schiffe hatten angelegt. Es waren wieder andere als am Vortag. Die Passagiere gingen gerade an Land. Viele Busse warteten um ihnen eine Rundfahrt anzubieten. Es hatte den Anschein, alles hätten alle in der Stadt auf diesen Augenblick gewartet. Das war Bussinestime. Fotografen warteten mit verkleideten Eisbären um die Touristen zu fotografieren. Die Seilbahn auf den Stadtberg hinauf wollte 20 Dollar für die Auffahrt. Viele Geschäfte boten ihre Waren feil. Viele von ihnen waren Juwelierien, wohl in Erinnerung an die alte Goldgräberzeit, sonst hat es hier ja nichts spezielles mehr mit Gold an sich.

Neben den großen Schiffen starteten Wasserflugzeuge und brachten die Fremden hinauf zum Gletscher. Auf andere warteten Kaffeehäuser und Eiscremverkäufer. Kleinbusse brachten die Kulturinteressierten in die Museen.

Juneau wurde nach dem Kauf Alaskas durch die Amerikaner zur Hauptstadt. Die russische Hauptstadt Alaskas war Sitka. Die Menschen in Juneau sind sehr stolz auf ihre spezielle Aufgabe. Jeder zweite Einwohner lebt von dieser Administration.

Die Stadt hat etwa 30.000 Einwohner. Zum Unterschied zu den anderen Orten des südlichen Alaskas gab es hier auch gemauerte Wohnhäuser und Bürogebäude mit mehreren Stockwerken und Glasfassaden. Im Hinterland standen aber die typischen kleinen Holzhäuser, wie sie schon vor hundert und mehr Jahren von den Siedlern gebaut wurden. Wir wanderten den Hügel aus der Altstadt hinauf und kamen am wirklichen Leben der Stadt vorbei. Unten war alles für die Touristen hergerichtet und Fassaden wie für einen Hollywoodfilm errichtet. In jedem Garten blühten Blumen und Sträucher. Kirschbäume hatten erste ausgetrieben. Ob sie es wohl schaffen würden vor Einbruch des Winters Früchte zu tragen?

Hier im Hinterland der Stadt besichtigten wir die älteste russisch-orthodoxe Kirche Alaskas. Sie war noch in Betrieb und hatte eine rührige Pfarrgemeinde. Einer der wenigen Besichtigungspunkte, wo kein Eintritt verlangt wurde. Man freute sich, wenn Fremde in die Kirche kamen. Daneben eine lutheranische Holzkirche und wenige hundert Meter weiter das Haus des Gouverneurs von Alaska. Eine Miniausführung des Weißen Hauses in Washington. Am meisten beeindruckten mich die riesigen Schiffe. Es waren holländische und nassauer Reedereien. Alleine die Rettungsboote boten 150 Menschen Platz. Nach der Anzahl der Rettungsboote mussten etwa 2 bis 3.000 Menschen an Bord sein. Die Schiffe ragten weit über die Häuser des Ortes hinaus. Noch am Vorabend hatten wir ein am Meeresufer stehendes Parkhaus mit mehreren Geschossen als Bausünde abgestempelt. Jetzt verschwand es neben den großen Schiffen.

Wir fuhren mit dem Lift auf das Dach der Garage, wo sich die städtische Bibliothek befand. Von ihren Räumen aus hatten wir einen schönen Blick auf die Stadt.

Bei unseren Wanderungen durch die Stadt hätten wir fast übersehen, dass um ½ 1 Uhr unser Bus zum Fährboot abfuhr. Als wir zum Hotel kamen saßen schon alle Gäste im Bus und warteten auf uns. In einer knappen halben Stunde waren wir beim Schiff und gingen auch sofort an Bord. Vom Sonnendeck aus genossen wir die Landschaft. Hannelore beobachtete mit dem Fernglas Seeadler, wie sie über den Wäldern nach Beute kreisten.

Das Sonnendeck bot Liegestühle und der mittlere Teil war überdacht. Die Fenster waren wie Sonnenbrillen in gelb ausgeführt. An der Decke waren Heizkörper montiert, die ein Schlafen im Freien auch bei kaltem Wetter erlaubten.

Als das Schiff abgelegt hatte gingen wir Mittagessen. Es war inzwischen ½ 3 Uhr geworden und dementsprechend knurrte der Magen. Der Koch war ein lustiger Mensch mit Vollbart und einer hohen weißen Mütze. Hier gab es keinen Stress. Zwei amerikanische Ehepaare bestellten ihr Mittagessen. Es dauerte lange, bis der Order platziert war. Nach der Länge der Zeit nahmen wir an, dass es komplizierte Speisen seien. Praktisch waren es aber nur Hamburger. Jedes Stück wurde aber extra besprochen. Wie viel und ob Zwiebel gewünscht sei; ob ein großes oder kleines Tomatenstück; ob Gurken oder nicht; ob Suppe oder Pommes Frites. Fragen, die für hektische Menschen keine Fragen sind, sondern die es nehmen wie es kommt.

Rasch hatte sich eine Warteschlange gebildet. Der Koch erkannte uns schnell als deutschsprechend und fragte was Cheese in deutsch heiße. Hannelore nahm gekochten Heilbut. Ich blieb amerikanisch konservativ bei Hamburgern.

Beide setzten wir uns in Richtung zum Fenster und sahen der vorbeiziehenden Landschaft zu. Die Wälder und schneebedeckten Berge beruhigten. Das Brummen des Schiffsmotors trug das seinige bei. Im Observation Deck brachte er so manchen Passagier zum Einschlafen und einige von ihnen schnarchten laut.

Wale haben wir viele gesehen, aber keinen von ihnen konnten wir fotografieren. Sie schauten immer nur kurz aus dem Wasser und das in einiger Entfernung vom Schiff. Am Foto einer Amateurkamera wäre dies immer nur ein etwas größerer schwarzer Punkt gewesen. Gleich einer verschmutzten Linse.

Mit am Schiff war ein Scout des Nationalpark, eine Dame die alles erklärte. So auch die verschiedenen Typen von Walen. Ich denke wir sahen 4 oder 5 unterschiedliche.

Auf einer kleinen Insel mitten in der Kilometer breiten Inline Passage stand ein Leuchtturm. Er ist heute nicht mehr in Verwendung und wird vermietet. Bed without Breakfast. Oder Frühstück, wenn man es selber mitbringt. Bei stürmischem Wetter muss dieser Platz wohl sehr beängstigend sein. Am Tag unserer Reise lag das Meer spiegelglatt wie ein harmloser See da.

Alles beruhigte. Alles strahlte positiv. Man sah es auch in den Gesichtern der Mitreisenden. Nicht nur, dass manche den Mund immer offen hatten und andere laufend fotografierten; auch der Gesichtsausdruck sah bei allen glücklich aus.

Auf der 5 Stunden langen Fahrt sahen wir nur eine einzige Hütte eines Goldsuchers. Am Meer hatte er seine Behausung und weiter oben in den Bergen sah man die Geröllhalden, die er durch Unterminierung des Berges anschüttete. Es gäbe hier Dörfer mit mehr Stollen als Strassen erklärte die Parkwächterin.

Im Dorf Haine stoppte das Boot. Eigentlich fuhr es am Ort vorbei. Nur ein Kreuzfahrtschiff schob sich langsam in die Bucht. Der kommerzielle Schiffsverkehr legte einige Meilen oberhalb des Ortes an. Wieder war es ein langes Manöver, bis das Schiff fest vertaut am Pier stand. Ganz langsam näherte es sich den ins Meer gerammten eisernen Pfählen. Die einzelnen Stützen waren mit kleinen Fußgeherbrücken verbunden, auf denen jeweils ein Hafenarbeiter wartete. Die Matrosen unseres Schiffes schossen dann ein Seil mit einem kleinen harten Ball am Ende hinüber. Die Hafenarbeiter zogen mit diesem Seil die dicken Schiffstau an Land und befestigten das Schiff. Vier Mal wurde es festgemacht. Zwei vorne und zwei hinten. Eine Maschine zog sie fest. Im Mittelteil wurde dann eine eiserne Brücke herunter geklappt, auf der Fußgeher und Autos raus und rein konnten.

Es dauerte 1 ½ Stunden, bis alle Autos rausgefahren waren und die wartenden eingeladen waren.

Für die lokale Versorgung wurden in jedem Hafen Container an Bord gebracht. Ein Sattelschlepper führte sie herein beziehungsweise holte sie im Zielhafen heraus. Die „Aufleger“ fuhren ohne ihre Zugmaschine mit.

Da Hochsaison für Touristen war, gab es unzählige Motorhomes und Wohnwagen. Manche taten sich sehr schwer beim Einfahren ins Schiff. Nicht nur, weil sie eben Urlaubsfahrer waren, auch weil ihre Autos überlange Gefährte waren, die oft noch einen PKW oder ein Motorboot angehängt hatten. Verkehrt mussten sie die lange Brücke hinunterschieben und dann nach der Einfahrt ins Fährschiff rasch einparken.

Seeadler schauten aus sicherer Entfernung von Baumwipfeln dem Treiben zu. Alle Passagiere standen auf der, dem Land zugeneigten Seite. Am Ufer warteten Menschen, die ihre Gäste abholten.

Der Kapitän wurde nach einer Stunde nervös und betätigte die Schiffssirene. Die Hafenarbeiter ließen sich aber nicht aus der Ruhe bringen und langsam wurde Auto für Auto im Rumpf verstaute. Immer freundlich wiesen sie auch den ungeübtesten Fahrer ein. Einer musste gar vier Mal wieder hinauschieben um erneut einen Versuch zu machen die Kurve im Schiffsrumpf zu schaffen.

Wir hielten uns im Schatten auf. Die Sonne stand noch hoch und war heiß, obwohl es schon ½ 9 Uhr abends war. Wir hatten von der Fahrt einen Sonnenbrand und den wollten wir nicht noch weiter ausbauen.

Endlich, mit fast 2 Stunden Verspätung legten wir ab. Die Berge warfen schon Schatten aufs Meer und es wurde kühler. Der Fahrtwind tat das seinige.

Eines der vielen Kreuzfahrtschiffe querte unseren Weg. Mit der Geschwindigkeit der beiden Schiffe wurde uns bewusst, wie schnell wir bei einer Kollision sinken würden.

Nach einer Stunde tauchte am Ende dieser großen Meeresbucht der Ort Skagway auf. Diesmal fuhren wir direkt in den Ort hinein. Das Dorf hat eine eigene Zufahrtsstraße und etwa 800 Einwohner. Es schaute wie ein Museum aus. Wir fühlten uns ins 19. Jahrhundert versetzt. Sogar unser Hotel und die gesamte Einrichtung wirkte wie ein Museum.

Ein junger Mann holte uns ab und führte uns die vielleicht 200 Meter bis zum Hotel. Eine typische Westernstadt empfing uns.

Wir checkten ein und gingen noch auf ein Bier. Eine Band spielte guten Blues und viele jungen Menschen tanzten ausgelassen. Das ganze Dorf wirkte wie in Trance. Alle waren heiter und lustig. Auch diese Bar sah aus, als sei es erst 1890. Eine junge schlanke Bardame empfing die Leute am Eingang. Ein großer dicker Mann selektierte wer rein durfte und war als „Rausschmeißer“ einsatzbereit. Als er in der Eingangstür stand, war sie allein durch seinen Körper blockiert. Alle Menschen im Lokal schauten glücklich und zufrieden. Die tanzenden Mädchen waren hübsch und bewegten sich sehr rhythmisch. Wir tranken drei verschiedene Biersorten.

Die Dorfstraße war dunkel. Nur wenige Straßenlampen leuchteten. Es war, obwohl inzwischen eine halbe Stunde vor Mitternacht, noch nicht wirklich finster. Die Berge oben blendeten noch Licht ins Tal herunter. Die Schneefelder, auf denen die Sonne auftraf wirkten wie Spiegel.

Ohne Abendessen und nur mit einem Bier schliefen wir sehr gut. Der Hotelboy gab uns auch noch ein anderes Zimmer, weil unser Zimmerfenster ging direkt auf die Kühlaggregate einer Bierbrauerei, die sehr laut brummt. Im zweiten Stock schliefen wir dann in einem ruhigeren Zimmer mit Blick auf die Hauptstraße.

Die Rückfahrt von Skagway nach Juneau

Die Realität wird zum Traum oder der Traum zur Realität?

Wir saßen auf der Fähre die in Haines angelegt hatte und ich sagte zu Hannelore „Wie im Film zieht das Leben vorbei. Wir erleben ein Wunder!“

Während wir oben am Sonnendeck saßen wurden unten im Rumpf des Schiffes Autos eingeladen. Der Seeweg von Skagway nach Haines ist 14 Meilen. Auf der Straße braucht man 350 Meilen und muss zwei Mal die Grenze zwischen den USA und Kanada passieren. Die Fähre stellt auch für viele Orte die einzige Verbindung zur Außenwelt dar, auch wenn das Flugzeug schon immer weiter in den Busch vordringt.

Wir fuhren auf derselben Fähre wie am Vortag. Es war ein älteres, 1963 in Betrieb genommenes Schiff, das sich „Taku“ nannte. Das erste Fährschiff, das uns von Sitka nach Juneau brachte war nicht nur neuer, sondern auch besser gewartet. Wann immer ein Gebrechen auf der Toilette war wurde es schon behoben. Hier fehlte noch immer eine Toilettentür und die zweite ließ sich nur schließen, wenn man die Tür anhob, so dass der Riegel ins Schloss passte.

Auch die Guides der Nationalparkverwaltung waren dieselben. Eine Eskimofrau, die sich sehr schwer beim Lesen tat und ein junges blondes Mädchen, das sich mit diesem Ferienjob einen Traum erfüllte und nach Alaska kam. Mit viel Überzeugung erzählte sie und las uns Geschichten aus Alaska vor.

Wir waren wieder sehr früh an Bord und bekamen Sitze in der ersten Reihe des Observatoriums im 6. Stock. Darüber gab es nur mehr das Solarium und dann den Kapitän. Um 16,15 Uhr legten wir ab. Da wir schon um 3 Uhr einstiegen konnten wir über eine Stunde in der Sonne liegen. Heute hatten wir eine Sonnencreme im Supermarkt erstanden und konnten uns unbesorgt und ohne Angst vor einem Sonnenbrand im Liegestuhl strecken. Es war eher so, dass wir zu stark gecremt waren. Es gab nur „Sunbloker“ und diese würden wohl keine Bräunung zulassen.

Als das Schiff abfuhr wurde es zu windig, um weiter an Deck zu liegen. Ich zog zuerst mein T-Shirt an und zog mich später in den windgeschützten Innenraum der Fähre zurück. An der Rückseite war es weniger windig, aber dafür auch schattig und damit kühler.

Obwohl der Weg von unserem Hotel bis zur Anlegestelle nicht besonders weit war, nahmen wir den angebotenen Service des Hotels an und ließen uns mit dem Gepäck führen. Die ältere Dame aus der Rezeption, die so aussah als wäre sie selbst aus dem 19. Jahrhundert übrig geblieben chauffierte uns. Sie erzählte, dass die meisten Hotels erst Ende Mai öffnen und in der dritten Septemberwoche schließen. Die Fremden blieben dann aus und auch die Kreuzfahrtschiffe kämen nicht mehr, so dass es kein Geschäft mehr sei für wenige Gäste den betrieb aufrecht zu erhalten. Für die Einheimischen und wenige Durchreisende wären aber Möglichkeiten zum Einkaufen und Nächtigen gegeben. Die Fähre verkehre den ganzen Winter und Skagway sei ein eisfreier Hafen.

Der Ort war ein wichtiger Teil unseres Alaska-Märchens. Es begann mit dem Aufwachen im romantischen „Golden North Hotel“. Museumsartige Einrichtung umgab uns. Auch der Wettergott hatte mitgespielt und blauer Himmel und Sonnenschein schauten beim Fenster herein.

Am Vortrag hatte Hannelore in einer Zeitschrift gelesen, dass es auch eine 3 stündige Eisenbahnfahrt zum White-Pass hinauf gäbe, jenem Gebirgsübergang, der für die Goldgräber im 19. Jahrhundert von Bedeutung war. Sie mussten ihre Boote über die steilen Schneefelder schleppen um dann auf der anderen Seite den Yukonriver zu den Goldgebieten fahren zu können. Oben am Berg war und ist die Grenze zu Kanada. Die kanadischen Behörden verlangten von jedem Einreisenden, dass er Lebensmittel für ein Jahr mit hatte. Heutige Wanderungen werden ebenfalls von Kanada limitiert. Nur 40 Wanderer pro Tag werden über die Grenze gelassen, um den ... Trail zu gehen.

Ich versuchte bei der angegebenen Telefonnummer anzurufen. Das von Don May geborgte Mobiltelefon hatte hier keinen Empfang und das Zimmertelefon ließ keinen Anruf zu. So zog ich mich – ohne mich zu waschen - rasch entschlossen an und ging zum Bahnhof, der nur zwei Blocks neben unserem Hotel lag. Der erste Zug war bereit zur Abfahrt. Ein weiterer wurde in den Bahnhof geschoben. In einer weiteren Stunde ging diese Kurztour mit einer Dauer von drei Stunden los. Ich fragte im Ticketschalter nach dem Preis. Fast 100 Dollar für die kurze Strecke war mir aber dann doch zu viel. Alles ist hier teuer. Das hat mehrere Gründe. Erstens haben wir Europäer einen sehr schlechten Umrechnungskurs und zahlen in diesem Jahr sicherlich 30 bis 40 Prozent mehr als in den Jahren zuvor. Das ist der Krieg der Banker und Währungsfachleute. Das Gefecht heißt europäischer Euro gegen amerikanischen Dollar. Die Europäer sind derzeit im Hintertreffen und wir Touristen sind die Leittragenden, ebenso wie die amerikanische Exportwirtschaft. Wir spürten dies bei allen Zahlungen. Ob es nun eine Tasse Kaffee war, die 50 Schillinge kostete oder ein kleines Stück Torte um 100. Bei Souvenirgeschäften gingen wir vorbei, weil es verlorene Zeit war zu selektieren.

Das Wegfallen der Zugfahrt brachte uns gewonnene Zeit, die besser in den Erholungsurlaub passte. Der Tag bekam weniger Hektik und weniger Stress. Wir gingen in Ruhe frühstücken. Ein Bursche vor dem Hotel wollte uns eine Wandertour verkaufen. Ich fragte ihn um einen Ort zum Frühstück. Er empfahl uns das „Corner Cafe“ zwei Blocks in einer Nebenstraße. Ohne den Tipp des Einheimischen hätten wir dieses Lokal nicht gefunden und wären in eine solch einfache Holzhütte wohl kaum gegangen. Es waren noch weniger Besucher im Lokal. Wir wurden rasch bedient. Ein echtes amerikanisches Frühstück. Ich bestellte dicke Omletts mit Eierspeis und Sirup. Hannelore entschied für eine bessere Version: gebratene Kartoffel, Eierspeis und Toasts mit Marmelade. Kaffee wurde nach amerikanischen Tradition eines Frühstücks immer wieder nachgeschenkt. Er war aber auch nicht stark. Auch Wasser war kostenlos. Während unseres Essens wurde das Lokal voll und es gab keinen Sitzplatz mehr. Im Supermarkt gegenüber kauften wir Getränke für den Tag und Ansichtskarten für die Freunde in Österreich.

Wir gingen zurück zum Hotel. Bis 11 Uhr musste das Zimmer geräumt sein. Im Vorraum trafen wir eine ältere Dame mit zwei Kindern. Sie erzählte uns, dass sie aus Passau stamme. Mit uns übte sie ihre Deutschkenntnisse und stellte uns ihre Enkelkinder vor, die erstaunt auf die plötzlich fremdsprachige Großmutter blickten.

Wir wanderten nach einer Empfehlung des Informationsbüros zum Friedhof der Goldgräber im Norden der Stadt. Es war ein 3 Kilometer langer Marsch, der uns an einigen Kirchen und vielen kleinen Einfamilienhäusern vorbei führte. Überall gab es bunte Blumen in den Vorgärten. Zäune fehlten.

Parallel zum Fluss streckte sich eine Landbahn für kleine Flugzeuge. Nach den letzten Häusern im Norden kamen wir am Rangierbahnhof und der Werkstätte der Eisenbahn vorbei. Die Werkstätte mehr mit Restaurierung als mit Reparieren zu tun. Alle Einrichtungen der Waggons und Lokomotiven wurden nachgebaut und sahen so aus, als wäre das 19.

Jahrhundert noch aktuell.

Nach einer Stunde Wanderung kamen wir am Friedhof, der im Wald neben dem Fluss lag an. Wir hatten uns den Weg „erarbeitet“, erwandert mit eigenen Füßen. Umso frustrierender war es, als zwei Autobusse Dutzende Touristen ausspukten.

Wir wanderten an den vielen Fremden vorbei, den Wald hinauf zu einem Wasserfall. Das Wasser stürzte viele Meter senkrecht herunter und war teilweise mehr Wasserschleier als fließendes Wasser. Die Sonne stand genau dahinter und so wirkte der Wasserfall mehr wie ein Vorhang als ein stürzender Bach.

Als wir dann durch den Wald zurück zum Friedhof kamen waren die Fremden weg. Alle Gräber stammten aus dem 19. Jahrhundert und waren neu beschrieben, wer hier begraben sei und wann er gestorben beziehungsweise geboren wurde. Ein romantischer Friedhof zwischen den Bäumen des Waldes.

Unten am Fluss fuhr der Zug zurück in den Ort, den wir in der Früh aus Kostengründen nicht buchten.

Entlang des Flusses der Eisenbahntrasse wanderten wir auch in den Ort zurück. Der Weg erschien jetzt, wo wir schon müde waren noch länger als beim Anmarsch.

Das Wandern machte auch müde und wir suchten nach einem Kaffeehaus. Mehrere Lokale suchten wir auf, bis wir uns für eines mit dem gewünschten Essen fanden.

Viele Touristen waren inzwischen im Ort. Das Dorf wirkte anders als noch in der Früh. Den 800 Einheimischen stand eine Unzahl von Fremden gegenüber. Ich weiß nicht wie viele Skageway besuchen, aber nach Katchikan im Süden kommen – so die Auskunft eines Reiseführers 600.000 pro Jahr.

Nach dem Essen wanderte ich noch hinauf zu einem Gebirgssee, während Hannelore im Ort blieb. Aus Angst vor Bären endete meine Wanderung sehr bald. Von einem Felsen über dem Dorf machte ich eine Panoramaaufnahme und kehrte dann in die zivilisierte Gegend zurück, wo ich mich sicherer fühlte. Entlang des Meeres wanderte ich Richtung Süden. Ein großes Kreuzfahrtschiff lag am Ufer. Viele neu angekommene Touristen kamen mir entgegen. Sie alle wanderten in den Ort. Jene, die nicht so gut gehen konnten wurden mit Bussen geführt. Das Fährschiff legte ebenfalls gerade an. Eine Stunde später saßen wir oben am Sonnendeck. Wir waren müde. Die Bilder verschwammen mir. Die schönen Postkartenansichten waren nicht mehr klar erkennbar. Der Übergang zwischen Schlaf und Wachsein ließ die Realität schwinden. Was aber blieb war die Ruhe der Natur. Damit bekam auch der Begriff „Zeit“ einen anderen Stellenwert. Zeit – was ist das? Wie lange waren wir schon in Alaska? Einen Tag? Eine Woche? Mehrere Tage? Es verschwamm. Ich hatte schon seit einiger Zeit keine Emails mehr gelesen. Allein dies zeigte mir, dass ich schon abgeschaltet hatte.

Vor Aufbruch in die große Passage, als das Schiff noch in Haines angelegt war gingen wir zum Abendessen. Es war unser Abendessen und Mittagessen in einem. Seit zwei Tagen essen wir weniger. Die vielen dicken Amerikaner hatten uns dazu animiert.

Die junge Nationalparkangestellte las Geschichten von Alaskabesuchern vor. Sie stellte die Frage „Warum kommen Menschen nach Alaska?“ an den Anfang. Die Dichter antworteten: „Wundervoll“, „Natur“, „Wildnis“ waren die Eigenschaften, die Menschen hierher brachten. Dabei stellten auch wir uns die Frage, warum wir hier waren. Es war schon das dritte Mal. Eigentlich wollten wir gar nicht. Wir hatten schon die Tickets gekauft und waren noch immer unschlüssig, ob es nicht besser und erholsamer wäre auf eine griechische Insel zu fahren. In der ersten Alaskawoche wurden wir eines Besseren belehrt. Es war schön. Es war erholsam. Wir hatten nur Schönwetter. Wir hatten Ruhe wie schon lange nicht.

Das Schiff zog mit leise brummendem Motor nach Süden Richtung Juneau. Ein Wald sprang ganz nahe zu unserem Schiff aus dem Wasser. Er wiederholte seine Sprünge mehrmals. Alle Passagiere rannten auf die Seite des Schiffes um zu fotografieren. Ich drückte wohl 20 Mal mit der digitalen Kamera ab und war fast immer zu spät. Nur drei Fotos blieben als erhaltenswürdig übrig, die anderen löschte ich noch vor Ort.

Eine Gruppe Jugendlicher feuerte ihn an: „Do it again“ und als hätte er verstanden sprang er immer wieder heraus.

Mit einem Bier in der Bar beschlossen wir diese unsere letzte Schiffsfahrt. Wir tranken das Alaska Bier „Amber“, einen helldunkles bitteres Bier. Die Kellnerin war sehr freundlich und vermittelte den Eindruck, als würde sie hier zum Spaß arbeiten. Im Hintergrund gab es amerikanische Folkmusic. Ich finde es mit der Musik so wie mit dem griechischen Wein. Trinkt man ihn in einer romantischen Bucht im Garten einer Taverne, so schmeckt er ausgezeichnet. Nimmt man ihn mit nach Hause ist er nicht mehr so gut. So ähnlich ist es mit

dieser Musik. Hier vor den nie enden wollenden Wäldern und dem Blau des Meeres wirkt sie sehr gut. Hier gehört sie her. Kauft man eine CD und spielt sie zu Hause, dann wirkt die Musik kitschig. Sie passt nicht zu uns.

Um rasch ins Bett zu kommen – es war schon 23 Uhr geworden – rief ich bereits in der Bucht, noch vor dem Anlegen mit Dons Mobiltelefon im Hotel an und bestellte den Shuttlebus. Zwei Damen fahren mit uns mit und waren dankbar für diese meine Idee. Wir hatten keine Wartezeit und lagen um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr, also knapp vor Mitternacht im Bett derselben Lodge, in der wir zwei Tage vorher untergebracht waren.

Zurück nach Anchorage

Der Gletscher von Juneau ist 160 Kilometer lang und zwischen 20 und 30 breit. Er zieht sich über eine ganze Gebirgskette entlang der Inlandpassage hin. In vielen Tälern transportiert er sein Eis zum Meer. Teilweise direkt und teilweise über Seen und Flüsse. An seinem Scheitel verläuft die kanadisch-amerikanische Grenze. Lawinen sprengen sie in Richtung Kanada ab sagte uns eine Kellnerin in Juneau.

Einer dieser Abflüsse des Gletschers ist nur wenige Kilometer außerhalb der Stadt Juneau: der Melongletscher. Das abbrechende Eis fällt auf einer Breite von 1,5 Meilen in einen See.

Die Naturparkführerin vom Schiff hatte hier schon seit 10 Uhr Dienst. Als wir sie zu Mittag trafen war sie schon von einer 2stündigen Tour zurück, die sie führte. Die Gewerkschaft hat hier wenig Rechte und die Vorschriften, wie Arbeitgeber ihre Mitarbeiter zu behandeln haben sind sehr großzügig. Sie war sicher nicht vor Mitternacht vom Schiff und musste um 10 Uhr vormittags schon wieder Dienst machen..

Aber auch für uns war die Nacht kurz.. Ich hatte sehr schlecht geschlafen. Unser Zimmer war diesmal kleiner und die Fenster gingen auf den Gang hinaus, wodurch wir die Fenster schließen mussten; oder Hannelore aus Angst vor Einbrechern darauf bestand. Wie wir schon beim ersten Spaziergang zwei Tage vorher feststellten wurde gegenüber vom Motel ein Jugendklub eröffnet. Dieses Jugendcenter war an diesem Freitagabend voll in Betrieb. Hunderte Jugendliche kamen zum Tanz und verließen dementsprechend lautstark den Veranstaltungsort. Dazu war ich noch übermüdet von den Eindrücken des Tages und der ebenfalls kurzen Vornacht in Skagway.

Um 8 Uhr läutete unser Wecker.

Diesmal befragte ich unsere Putzfrauen, wo man gut frühstücken konnte und bekam einen guten Tipp. Gleich im nächsten Häuserblock befand sich dieses Restaurant mit gutem und ausreichendem Essen für relativ guten Preis. Die Bedienung war sehr schnell.

Dann packten wir den kleinen Koffer und Checkten aus. Eigentlich wollten wir mit einem Bus aus der Stadt zum Gletscher fahren und von dort ein Taxi zum Flughafen nehmen. Auch wenn unser Koffer klein war, erschien er für die 20 Minuten Fußweg in die Stadt doch zu schwer. Der Hotelbus bot uns an dort hinzuführen. Er machte sich gerade fertig um Gäste zum Flughafen zu führen. Hannelore hatte das Gefühl etwas vergessen zu haben und ging nochmals aufs Zimmer, das ihr die Putzfrau aufsperrte. Tatsächlich war der um 8 Uhr läutende Wecker zurück geblieben. Nach einer kurzen Diskussion mit dem Busfahrer entschieden wir uns dazu bis zum Flughafen mitzufahren und von dort ein Taxi zum Gletscher zu nehmen. Dies würde die bequemere, schnellere und auch nicht teurere Variante sein.

Am Flughafen versuchten wir unser Gepäck einzustellen. Alle Gepäckfächer wurden aber wegen Bombengefahr ausgebaut. Man musste das Gepäck immer bei sich haben oder einchecken. Das Einchecken nahmen wir gleich vor. Wir hatten billige Tickets, bei denen wir selbst einchecken mussten. Ein Bildschirm stand dafür zur Verfügung. Die Erklärung war sehr gut und wir schafften es. Leider saßen wir nicht beisammen. Ich ging mit den Bordkarten und ungleichen Sitzreservierungen zu einer Bediensteten der Alaska Airlines und diese setzte uns beide in die dritte Reihe des Flugzeugs. Gleichzeitig sagte sie uns, dass wir 3 Stunden Verspätung haben werden. Das kam unserem Ausflugsplan entgegen. Daneben gab sie uns noch Gutscheine für eine Preisreduktion beim nächsten Ticketkauf, einen Gutschein für je 5 Dollar zum Essen am Flughafen und eine Telefonwertkarte. Das war die kleine Entschuldigung für die Verspätung. Eine Verspätung, die uns aber sehr entgegen kam. Ein junger Taxifahrer brachte uns mit samt dem Gepäck zum Gletscher. Seine Großmutter sei aus Österreich. Er selbst war aber noch nie dort und sprach auch kein Wort deutsch. Trotzdem freute er sich uns zu führen, obwohl er – so wie viele Menschen die hier wohnten – die

Touristen sehr negativ empfand. Sie waren für sie die Eindringlinge, die nur die Preise in die Höhe trieben und alles sehr laut machten. Er wohne jetzt weit außerhalb der Stadt, weil er sich eine Wohnung in der Stadt nicht mehr leisten könne.

Er half uns noch das Gepäck zu einem Wächterhäuschen der Naturparkwache zu tragen. Die Dame dort wusste von unserem Kommen schon Bescheid. Wir seien die „Guys“ von der gestrigen Fähre. Die Kollegin habe uns schon angekündigt.

Vom Visitorcenter wanderten wir einen 6 Kilometerweg hinauf zum Gletscher. Der Weg war wenig begangen. Er wand sich den Berg hinauf und die Bäume gaben manchmal einen Blick hinunter zum See und zum Gletscher frei. Eine Gruppe Jugendlicher wanderte lautstark hinter uns und überholte uns rasch. Bei einem Wasserfall trafen wir wieder aufeinander. Oberhalb eines seitlich vom Eisende herabstürzenden weiteren Wasserfalls bog der Weg in das Seitental, aus dem der Wasserfallfluss kam. Eine Gruppe Amerikaner beobachtete auf einem Baum ein Paar Seeadler, die wir in bequemer Entfernung fotografieren konnten. Sie waren begeistert und erzählten, dass weiter vorne, aus jener Richtung in die wir gingen, ein Bär gesichtet wurde. „Er sprach nicht mit uns und hat sich mit uns auch nicht beschäftigt“ war ihr Kommentar. „Hoffentlich sieht er auch uns so“ antwortete Hannelore und lachend gingen wir weiter, obwohl ich aus Angst nicht lachen konnte. Überall sah ich den Bären hervorschauen. Ich ging immer schneller und versuchte die Schritte immer auf lauten Kies zu setzen. Damit uns der Bär hören würde und flüchtet. Nur selten kam uns jetzt jemand entgegen. Diese zweite Hälfte der Wanderung schwitzte ich mehr, obwohl es bergab ging. So war das bevölkerte Visitorcenter wieder eine Erleichterung. Das Mädchen von gestern hatte beim Eingang Dienst und wir zahlten keinen Eintritt für die Ausstellung. Sehr anschaulich wurde uns da erklärt, wie sich der Gletscher jedes Jahr weiter zurück zieht.

Die Sonne war herausgekommen und wir setzten uns noch einige Minuten hinunter zum See. Uns gegenüber der Gletscher. Einige jüngere Menschen mit einem Kleinkind wateten durch den Fluss um so zu Fuß den Wasserfall zu erreichen. Sie ließen sich von Verbotsschildern nicht abhalten.

Im Abfluss des Sees drängten sich leichende Lachse. Sie waren schon halb rot. Das Wasser wirkte so als würde es kochen. Körper an Körper kämpften die Fische um einen Leichplatz. Dabei wurden ihre Körper oft weit aus dem Wasser heraus gedrückt. Daneben baute ein Biber an einer Wassersperre und tat so als gehören die Fische nicht dazu.

Ein Taxifahrer rief einen Kollegen für uns und um 10 Dollar – so viel hätte auch der Bus in die Stadt gekostet – kamen wir zeitgerecht zum Flughafen. Nach einer Viertelstunde konnten wir einsteigen.

Es war eine sehr sehr alte Maschine. Die Verkleidung der Fenster war mit Klebestreifen befestigt. Man hatte den Eindruck, dass viele Ersatzteile nur mehr beim Schrotthändler zu bekommen seien. Fette Mechanikerhändeabdrücke an vielen Verkleidungen zeugten vom oftmaligen Eingriffen. Das Flugzeug war sicher schon älter als 30 Jahre. Auch die Triebwerke waren noch relativ klein.

In der Reihe vor uns saß ein Eskimo. Er war gekleidet wie ein Geschäftsmann. Er wirkte auch geschäftlich und arrogant. Neben ihm kam ein aufgeweckter junger Mann von der Ostküste zum Sitzen. Er war nervös und fürchtete sich, als der den Zustand der Maschine sah. Gestern stand auch noch in der Zeitung, dass wieder eine Alaska Airline Maschine abgestürzt sei, weil der Kapitän zu Tanken vergessen hatte. Sollten wir unseren erinnern? Er könnte es übel nehmen.

Dieser Eskimo hatte sehr weit vorspringende Augen. Ich sah ihn von der Seite. Speziell seine Pupillen sprangen sehr weit vor.

Der junge Mann neben ihm wollte laufend mit ihm reden, er war aber dazu nicht bereit. Überheblich schaute er auf den „Weißen“ aus dem Osten.

Werden die eigentlichen Einheimischen und die Zugewanderten immer so friedlich nebeneinander leben? Wird es irgendwann einen Aufstand geben? Werden die Eingeborenen irgendwann die Zugewanderten vertreiben wollen? Wird eine Nationenkonfliktssituation wie in Europa kommen? Der Wohlstand hält sie heute zusammen. Wenn die Wirtschaft schlechter wird könnte das rasch kippen.

Von Juneau nach Anchorage sind es zirka 1000 Kilometer. Lin erwartete uns am Flughafen. Sie hatte über das Internet nachgefragt und unsere Verspätung registriert. Sie freute sich und presste uns küssend an ihre dicke Brust. Ob sie sich wirklich freut oder ob das nur Show ist? Wiederholt hat sie der Freude Ausdruck verliehen uns hier zu haben. Also vielleicht doch Ehrlichkeit.

Sie muss nicht lange gewartet haben, denn sie zahlte bei der Ausfahrt aus der Parkgarage die kleinste mögliche Gebühr.

Am Flughafen stand auch eine Maschine der Aeroflot. Ich kenne aus meinen vielen Jahren in der früheren Sowjetunion diese Flugzeuge schon von Weitem. Lin war erstaunt, dass ich das sofort sah. Ja, fast jeden Tag käme eine Maschine herüber. Es sind ja nur wenige hundert Kilometer bis zur russischen Grenze. Einkaufstouren sind das. Russen, die amerikanische Waren holen. Auch an der Alaska Pacific University studieren regelmäßig Russen. So schließt sich der Kreis wieder. Früher war Alaska russisches Gebiet, bis es an Amerika verkauft wurde. Dann waren sie Todfeinde und heute besuchen sie wieder einander.

Wir fuhren den schon bekannten Weg hinauf zum Haus der Mays. Vater und Tochter erwarteten uns. Ein Abendessen in einem Restaurant in der Nähe war geplant. Der Kollege aus Colorado war mit einem Freund unterwegs und es sei nicht sicher, ob er wirklich in Anchorage bleiben wolle, daher beschlossen wir alleine zum Essen zu gehen.

Meine Studenten waren nach Seward zum Fischen gefahren. Der Kurs laufe sehr gut. Don war zwei Tage für seine neue Firma ganz im Norden des Landes. Seine Firma ist für viele Einheimische am Land die einzige Alternative zum Telefonieren. Das ist der freie Markt Amerikas. Mit staatlicher Unterstützung werden Satellitenanschlüsse betrieben. Kein Kabel würde reichen, um diese entlegenen Eskimodörfer erreichen zu können. Seine Firma sei sehr klein. 6000 Kunden und 509 Mitarbeiter. Er müsse hier mehr selber tun als in den großen Firmen, in denen er vorher gearbeitet hatte. Es mache ihm aber Spaß wieder alles selbst zu tun.

Er bot mir seinen Computer an, damit ich meine Emails abfragen konnte. Über 100 stauten sich schon. Der Anschluss war sehr schnell. Es war ein Fernseekabel, das die Daten ins Haus lieferte.

Wir wohnten im Zimmer des Sohns, der wieder nach New Orleans zum Arbeiten gefahren war. Der Koffer wurde schon für die Weiterreise gepackt und dann fuhren wir essen. Ein italienisch-griechisches Restaurant. Eine Kombination, die sich aus den beiden Besitzern ergab. Die Mutter des einen war Italienerin und der zweite war Grieche. War der eine schon in den USA geboren, so kam der andere noch aus Griechenland nach Alaska. Für beide ist Alaska zur Heimat geworden. Auch Don sagte, als wir auf dieses Thema kamen, dass er nicht vorhabe nach Boston, wo er geboren war später in Pension zurück zu siedeln. Sie seien hier heroben zu Hause. Die Kinder so wie so und sie auch. Kein anderer Ort könne sich für sie „Heimat“ nennen.

Zu Hause zurück suchte Don noch einen Plan im Internet, an dessen Ausdruck er uns den Weg vom Flughafen in Boston zu unserem vorgebuchten Hotel zeigte.

Hier oberhalb der Stadt war es ruhig. Wir schliefen wie in einem Sanatorium. Nur die Katze, die sich irgendwie in unser Zimmer geschwindelt hatte weckte uns. Sie musste ihr Geschäft verrichten, wollte aber anschließend wieder herein. Wir waren zu müde zum Aufstehen und hörten noch, wie die Tochter im Nebenzimmer die Katze zum Schweigen brachte und in ihr Zimmer holte.

Die Tochter war noch ausgegangen und erst spät in der Nacht wieder gekommen. Für ihre Kinder investieren sie alles. Das Studium kostet sie pro Jahr eine halbe Million Schilling. Sie leisten sich selbst sehr wenig und arbeiten fast ausschließlich für den Nachwuchs. Die Generation unserer Eltern hatte ähnlich gelebt. Sie wollten, dass es ihren eigenen Kindern einmal besser gehe.

Flug nach Boston

Nach der Flugzeit musste es wohl einen Zwischenstopp geben. Dieser war in Minneapolis. Lin versprach uns zum Flughafen zu führen. Um ½ 7 Uhr läutet der Wecker und um 7 Uhr saßen wir schon mit Gepäck im Auto. Mein Koffer war fast nicht zu schließen. Speziell die gekauften Bücher und Manuskripte machten ihn schwer. Beim Einchecken stockte die Angestellte von North West kurz und überlegte sichtlich ob ich nicht einen Aufpreis zahlen müsse. Die vielen wartenden Passagiere schreckten sie anscheinend ab.

Lin startete und da ging noch die hintere Autotür auf und Don sprang herein. Er fuhr ebenfalls mit. Eine besondere Ehre von ihm, der doch ein Spätaufsteher ist und dies noch dazu an einem Sonntag.

Es regnete leicht und wir fuhren hinunter zum Meer. Es war Flut und der Wasserstand hoch. Wenige Autos waren auf der Autobahn unterwegs. Am Flughafen war viel Betrieb. Viele Flugzeuge standen abflugbereit und dementsprechend viele Menschen warteten auf das Einchecken. Die Verabschiedung von Lin und Don war sehr herzlich. Viele Küsse wurden ausgetauscht. Ob Lin die nächste sein wird, die nach Europa kommen wird? Im September geht die Tochter an die Ostküste studieren. Das Haus wird leer werden. Vielleicht fährt sie Ende August noch mit der wegziehenden Tochter nach Europa. Den Sohn wollen sie im kommenden Jahr im Mai besuchen. Dann wird er nach Hause kommen, heiraten und in Alaska Kinder unterrichten. Er hat schon Heimweh nach Alaska.

Schon in der Reihe vor dem Schalter stehend vermisste ich plötzlich meinen Reisepass. Hektisch suchte ich in allen Taschen, um ihn dann im Sakko zu finden, wo ich ihn wegen der rascheren Erreichbarkeit noch am Vorabend steckte. Beim Einchecken selbst fehlte das Ticket von Hannelore. Die Dame wies uns ab. Wir sollen wieder kommen, wenn wir alle Unterlagen hätten. Schuldzuweisungen starteten. Ich hätte doch beide Tickets. Nein, sie wolle doch ihres immer selber haben.... Gott sei Dank tauchte es auf. Es war im Koffer von Hannelore. Unvorstellbar, hätten wir den Rat der Angestellten befolgt und die Koffer mit meinem Ticket aufgegeben und dann jenes von Hannelore gesucht. Nie hätten wir es finden können, wäre es im Koffer irgendwo am Weg zum Flugzeug gewesen.

Ende gut alles gut. Mit den Gutscheinen des Vortags kauften wir noch Mineralwasser und stiegen dann ein.

Das Frühstück war ausnehmend gut und die Fahrt bis Minneapolis verbrachten wir lesend und ich schreibend. Alaska musste geistig abgeschlossen werden, bevor ich mich ans Lesen des Reiseführers über Boston machte.

Der Flug war durch seine Zweiteilung sehr angenehm. In Minneapolis hatten wir 2 Stunden Aufenthalt und konnten noch etwas rumgehen. Die Reisenden mussten wieder einsteigen. Die Crew wurde getauscht. Wir hatten von Anchorage weg eine sehr attraktive und große Frau als Kapitän. Die neue Crew war aber schon etwas „verbraucht“; sie kam aus Kalifornien.

Mit einem Abendessen war auch dieser Teil des Fluges rasch vorbei. Die Wegstrecke diente auch zum Einlesen auf das, was in Boston auf uns zukommen würde.

Wir hatten ein Auto vorbestellt. Nach 23 Uhr waren wir in Boston. Selbst dieser große Flughafen wirkte knapp vor Mitternacht sehr leer. Kein Leihwagenschalter war offen. Ein Shuttlebus brachte uns zum Parkplatz, wo wir unser Auto entgegen nahmen. Die Autobahn nach Norden wurde umgebaut. Sie wird unterirdisch verlegt, um den Stadtverkehr zu entlasten. Dadurch gab es bereits im Tunnel, der das Meer vom Flughafen zum Stadtzentrum

durchquert Stauungen. Trotzdem trafen wir um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr am Montag früh im Hotel ein und schliefen ausgezeichnet.

Krebs

In Anchorage erreichte mich ein verzweifertes Mail von Marion. Ihr Trainer war an Krebs erkrankt. Er rang mit dem Tod. Seine Frau stand ihm nicht bei. Er wartete allein auf das Sterben. Noch wenige Monate vorher war er noch ein aktiver Sportler. Marion litt unter dieser Situation.

Ich sollte ihr zurück schreiben. Wie konnte ich das. Ich hatte doch keinen Zugang zum Internet. Im Flugzeug zwischen Anchorage und Minneapolis habe ich im Textprogramm eine Antwort geschrieben, die ich dann aber nicht abschicken konnte und die nur in meinem Computer lag, ohne den Adressaten zu erreichen und ihm Trost zu spenden. Ob es für Trost reichen würde? Ich weiß es nicht.

Da es aber ein Teil der Reise war, soll der Brief hier auch vorkommen.

„Liebe Marion!

Was ist Leben?

Es ist kurz und lang.

Es ist auf alle Fälle endlich.

Solange ich jung war habe ich das nicht wahrgenommen. Ich dachte, es werde nie enden. Du bist zwar auch jung, aber geistig doch sehr reif. Du registrierst solche Dinge stärker. Ich war mit diesem Alter noch nicht so weit. Vielleicht bin ich sogar heute noch nicht so weit. Dadurch gehen mir Dinge, die mit Lebensende und Sterben zu tun haben nicht so nahe wie Dir. Ich bin ihnen auch immer ausgewichen. Ich habe sterbende Menschen nie besucht. Ich konnte es nicht. Ich hatte Angst und habe es auch von mir weggeschoben. Meine Mutter oder meinen Vater wollte ich in der Leichenhalle bevor der Sargdeckel aufgenagelt wurde nicht mehr sehen. Ich wollte sie so in Erinnerung behalten wie ich sie aus dem Leben kannte. Den Nachbarn, der an Krebs erkrankte habe ich, obwohl Wand an Wand wohnend nie besucht. Vom Fenster aus sah ich ihn im fortgeschrittenen Stadium wie einen Schatten seiner selbst im Garten sitzen. Ich konnte mir ihm nicht reden. Wollte ihn nicht treffen.

Du leidest mehr, weil Du Dich damit auseinander setzt.

Irgendwann müssen wir das alle. Irgendwann müssen wir alle gehen. Unser Leben hat ein Ende.

Ich denke nicht daran. Ich könnte doch dann nicht weiter Bücher und Enten sammeln, wenn ich mir bewusst wäre, dass alles einmal weggeworfen würde. So wertvoll sind diese Dinge für andere nicht.

Was soll ich Dir mit dieser meiner Einstellung raten?

Auch verdrängen?

Dass Du so wirst wie ich?

Wäre das nicht ein Rückschritt?

Bist Du doch weiter.

Aber ist das weiter? Auf alle Fälle ist die Frage berechtigt: Ist das besser für Dich?

Nun, die Naiven haben es leichter. Sie sind aber nicht gescheiter. Schon beim Glauben ist es so.

Ganz einfach: ich weiß nicht was ich Dir raten soll.

Nimm es nicht so schwer! Ist das ein Tipp, den Du umsetzen kannst? Nein, eine Worthülse. Eine Sprechblase. Ein Nichts. Ich kann keine Fakten aufwarten. Ich bedauere Dich oder vielleicht beneide ich Dich auch.

Du bist gescheiter als ich. Du weißt wahrscheinlich einen besseren Weg mit der Situation fertig zu werden.

Ich wünsche Dir bei diesem Weg viel Erfolg. „Erfolg“ ist zwar auch eine Worthölse, aber doch ein ausgesprochener Wunsch.

Liebe Grüöe von Ritsch

Anchorage-Boston, Sonntag 22. Juli 2001“

Boston

Um 9 Uhr hatten wir zur Sicherheit den Wecker gestellt. Bis 10 Uhr gab es Frühstück, das wir nicht versäumen wollten. Um ½ 9 Uhr wachte ich auf. Das Duschen war sehr angenehm. Das Frühstück amerikanisch enttäuschend. Alles in Plastik- und Wegwerfgeschirr: die Cornflakes in einer Kunststoffschachtel, die gleichzeitig als Tellerersatz diente; die Milch für die Cornflakes und den Kaffee in einer Plastiktüte, Kaffee in Papierbechern, Papierteller für die Toasts, Butter in kleinen Kunststoffbehältern; ebenso die Marmelade. Einzig die Bananen waren in ihrem natürlichen, gewachsenen Kleid – der Schale. Das Essen wirkte durch das unattraktive Geschirr nicht viel und rasch waren wir überessen.

Ein Shuttlebus des Hotels brachte uns zur ersten Metrostation, die nur wenige Häuserblocks von uns entfernt war. Wir ließen das Leihauto stehen. In der Stadt würden wir sowieso keinen Parkplatz bekommen. Wir waren mit Jeans und einem kurzen Hemd bekleidet. Die Wettervorhersage im Fernsehen sprach von Regenschauern. Wir packten daher unsere Regenjacken in den Rucksack. Vor der Haustür hätte es uns fast umgeschmissen: es hatte 32 Grad Celsius. Hannelore trug die Regenjacken wieder aufs Zimmer.

In der Metro war es unerträglich heiß. Die Beschreibung und die Wegweiser in der U-Bahn waren gut verständlich und übersichtlich. Wir starteten einen im Fremdenführer angegebenen Fußwanderweg durch die Stadt. Er nannte sich Freedomtrail und wurde auch – obwohl es die Stadt war – von der Nationalparkverwaltung des Landes betreut. Im Informationscenter holten wir uns Unterlagen und wanderten los. Von ½ 12 bis ½ 9 Uhr abends waren wir unterwegs.

Man konnte den Weg auch mit einem Bus oder einem Schwimmauto machen. Das waren Lastautos, die auf der Strasse fuhren, aber auch im Meer schwimmen konnten.

Wir entschieden uns für den Fußweg, der zu den wichtigsten historischen Sehenswürdigkeiten führte und zeigte uns das Amerikanische und doch Europäische der Stadt.

Wolkenkratzer wechselten sich mit kleinen Bürgerhäusern aus dem 18. und 19. Jahrhundert ab. Hier gab es noch Geschichte und Bauten, die doch einige hundert Jahre alt waren. Hier war Amerika entstanden, zumindest das Amerika, das wir Europäer kolonialisierten. Puritanische Kirchen beeindruckten mit ihrer Schlichtheit und den „Boxen“, in denen die Familien wie in Pferdekoppeln während der Messe sitzen.

Die Stadt wirkte reich und geschäftig.

Das State House war verhängt. Es wurde renoviert.

Zu Mittag saßen die Büroangestellten vor ihren Bürohäusern auf Bänken, in Parks und in Wiesen. Sie aßen selbst mitgebrachtes. Die Restaurants seien für die normalen Arbeitenden zu teuer.

Zu Mittag tranken wir in einer Markthalle Kaffee mit Kuchen und waren so wieder im Stande weiter zu wandern. Der Weg war mit einer roten Linie durch die ganze Stadt markiert. War auch der Gehsteig rot, dann wurde die rote Linie weiß eingefasst um gesehen zu werden.

Die Linie führte uns über eine Brücke weiter hinaus aus der Stadt. Ein nachgebautes Segelschiff wurde von der Armee ebenso hergezeigt wie ein altes Dampf betriebenes Kanonenboot. Die Division war sehr stolz darauf auch im Kosovo im Einsatz gekommen zu sein. Mit vielen Postern und Plakaten wurde das dem Besucher veranschaulicht.

Boston ist für seine Fische bekannt. Wir leisteten uns im italienischen Viertel in einem Restaurant Fische. Ich wählte Scallops. Scallops hieß auch die Band, in der ich zur

Studienzeit spielte. Nun aß ich erstmals, so wie ich einmal mit der Musikgruppe hieß. Das Essen war ausgezeichnet. Es war ein einfaches Lokal. Ein Familienbetrieb. Ein Greißler in der Straße hatte es mir empfohlen. Er meinte, dass es dort immer frischen Fisch gibt. Die Frische ließ sich auch bezahlen: ohne Vor- und ohne Nachspeise und mit zwei Flaschen Bier zahlen wir fast 1000 ATS.



Abends saßen wir dann am Pier neben dem Aquarium und sahen sowohl den ein- und ausfahrenden Booten, als auch den auf der gegenüberliegenden Insel startenden und landenden Flugzeugen zu. Über die Stadt folgen fast ausschließlich Propellerflugzeuge. Düsenjets flogen nach dem Abheben in einem raschen Bogen hinaus aufs Meer.

Vorbei an vielen Luxusjachten und schönen Appartementshäusern wanderten wir zur Metrostation im Zentrum zurück. Vor der Markthalle sahen wir einem Zauberer zu. In einem Fischlokal spielte eine Rockband. Wir waren aber zu müde um noch länger zu zuhören. In der Metro warteten wir lange auf einen Zug. Alle Leute schwitzten. Hannelore litt unter der Hitze im Untergrund. Erlösend war dann die Zugluft der Eisenbahn. Von der Metrostation holte uns wieder der Shuttlebus des Hotels.

Im Hotel versuchten wir erneut den Zugang zum Internet, aber wieder ohne Erfolg. Der in Österreich angegebene Einwahlknoten für Boston funktionierte nicht. Der mitgebrachte Computer hatte aber auch fotografische Dienste zu erfüllen: die Bilder der neuen digitalen Kamera wurden auf die Festplatte des Computers herunter geladen und die Kamera stand mit ihrem entleerten Speicher für neue Aufnahmen am nächsten Tag zur Verfügung.

Cambridge

Zwei Mal hatte ich im britischen Cambridge einen Studienaufenthalt. Ich war daher schon gespannt, wie dieses Cambridge in Amerika aussehen wird. Gegenüber von Boston gelegen hat es doch viel Ähnlichkeit mit dem englischen Namensvetter. Es liegt auch an einem Fluss und quillt über vor jungen Menschen, die hier studieren. Das Fahrrad dominiert den Verkehr. Autos verstopfen ihn. Auch gibt es viel zu wenig Parkplätze. Die Familie May warnte uns mit dem Auto in Boston zu fahren. Wie Rowdies wurden uns die Autofahrer avisiert. Im Grunde ist es aber ein Stadtverkehr wie in Europa. Viel Verkehr zur Rush Hour und viele Staus. Ein Helikopter stand am Montag lange Zeit über der Autobahnbrücke und hatte keine andere Funktion als die Verkehrssituation über Radio, Fernsehen und Internet an die Autofahrer zu melden.

Kurz um, wir kamen mit den Verkehrsverhältnissen sehr gut zurecht. Der Straßenverkehr in Paris ist um ein Vielfaches stärker und die Autofahrer viel brutaler.

Es wurde 11 Uhr bis wir ausgecheckt, die Koffer gepackt und alles im Auto verladen hatten. Leicht und schnell fanden wir die Universität in Harvard. Die Rezeptionistin fand zwar keinen Plan von Cambridge, gab uns aber einen kleinen Zettel mit, der uns den Weg sehr gut beschrieb: „Harvard Square: Take a left out of Cummings Street. At first light Bear left to 93 South. Take exit 26 to Storrow Drive. Continue 4 miles and take a right onto JFK Street. Followe JFK Street into Harvard Square.“

Und so war es auch. Zwar war die neue Autobahn Nummer 93 schon ein Stück fertig und brachte uns so schneller und über eine andere Ausfahrt zur Uferstraße, aber es funktionierte. Schwieriger war es einen geeigneten Parkplatz zu bekommen. Wir entschieden dann für einen frei werdenden Kurzzeitparkplatz. Mit einem halben Dollar durften wir eine Stunde stehen bleiben. Dies sollte für eine erste Besichtigung ausreichen.

Die Häuser waren hier – so wie in Cambridge in England – in Backstein gemauert. Schwarze Gusseisenzäune friedeten das Gelände ein. Bei einem beliebigen Eingang gingen wir hinein. Ohne zu wissen, was zum Zentrum, was zu den Hauptgebäuden gehört kamen wir zur Kirche, die gerade ausgemalt wurde und für Besucher gesperrt war. Gegenüber im Park stand die Bibliothek. Zwar gab es noch mehrere Nebenbibliotheken, die sich auf bestimmte Fachgebiete spezialisierten, diese aber war die größte. Ein Student erklärte gerade auf den Stiegen sitzenden Touristen die Anlage. Uns war der Portier der Bibliothek behilflich. Er gab uns eine Plankopie der Anlage und verwies uns auf das Science Center, in dem wir allgemeine Erklärungen erhalten würden. Durch den Park zurück hielten wir vor der Statue Harvards und fotografierten diese allein und dann mit uns.

Im Science Center – einem Neubau – fanden wir zwar keine Informationen, aber einen alten Rechner aus den 50er Jahren und ein Studentenrestaurant. In einem älteren Gebäude daneben – es sah wie eine Kirche aus – war die eigentliche Mensa der Studierenden. Es war gerade Mittagszeit und der mit neugotischen Möbeln eingerichtete Raum voll besetzt mit speisenden jungen Leuten.

Hannelore drängte schon zum Parkplatz zurück. Als korrekter Mensch wollte sie keine Strafe für zu langes Parken bekommen.

Die eigentliche Information war in einem neuen Gebäude am Harvard Square. In einer Bibliothek erstand ich wissenschaftliche Bücher für die Bibliothek zu Hause. Ein normales Geschichtsbuch über Harvard gab es nicht. Sie seien eine wissenschaftliche Bibliothek, meinte der Verkäufer. Bilderbücher bekämen wir in einem kommerziellen Buchgeschäft im Ort. Das tat ich dann auch.

Die Stunde Parkzeit war nun überzogen, es gab aber trotzdem keinen Strafezettel.

Nun fuhren wir quer durch Cambridge zur Konkurrenz Harvards, zum MIT (Massachusetts Institute of Technology). Auch hier begann wieder das Kreisen um das Gebäude nach einem Parkplatz suchend. Ein Polizist gab uns einen Tipp, wo wir parken könnten. Wir fanden zwar nicht den empfohlenen Parkplatz aber einen Firmenparkplatz, dessen Schranken offen waren und wir hinein fahren konnten.

Zu Fuß waren es jetzt nur mehr wenige hundert Meter. Am Haupteingang war schon ein Hinweis über die Führung und Einführung in das Systems des MIT um 14 Uhr. Wir gingen ins angegebene Gebäude und warteten. Es gab mehrere Geschäfte. Wir wurden aber nicht fündig. T-Shirts und Pullover waren unverschämt teuer.



Schnell wurde es 14 Uhr und in einem Vortragssaal wurden wir in die Gegebenheiten und das System des MIT eingewiesen. Wir waren etwa 25 Personen aus verschiedenen Ländern. Die Veranstaltung war eine Werbeaktion um Jugendliche zum Studium im MIT zu animieren. Nach einer $\frac{3}{4}$ Stunde wurde der Vortragende, ein postgraduate Student, der seinen Sommerjob in der Verwaltung zubrachte von drei Kollegen abgelöst. Diese gingen mit uns durch Gelände. Auch hier war der Schwerpunkt auf Undergraduate Studies, also jenem Gebiet, das mich weniger interessierte.

Wir gingen bis in die Bibliothek der Kuppel des Hauptgebäudes hinauf. Der Innenhof war romantisch. Hier würden die Newcomer und die Absolventen fotografiert. Gegenüber vom Portal liegt die Skyline Bostons.

Zurück im Auto entschieden wir uns die Stadt in Richtung Norden zu verlassen und am Land zu nächtigen. Bei unserem Versuch die Ausfahrtstraße zu finden kamen wir an einer Buchhandlung des MIT vorbei. Rasch parkten wir ein und ich besorgte weitere Fachbücher für zu Hause. Beim Zahlen der Bücher stellte ich fest, dass ich meine Kreditkarte nicht mehr hatte. Ich hinterlegte die unbezahlten Bücher und ging zum Auto, wo ich die Buchhandlung in

Harvard anrief. Tatsächlich: die Kreditkarte war dort beim letzten Büchereinkauf liegen geblieben beziehungsweise der Verkäufer hatte sie mir nicht zurück gegeben. So mussten wir nochmals quer durch Cambridge. Diesmal am linken Flussufer entlang. In



einer Busstation blieb ich stehen. Hannelore wartete auf mich. Ich tat das, weil vor uns ein schwerer schwarzer Mercedes mit einem Chauffeur stand. Seine Nummer zeugte, dass sein Besitzer ein wichtiger Mann sein musste: Cambridge 500. Ein Polizist würde es wohl schwer haben den wegzuschicken. In seinem Schutz konnten auch wir stehen bleiben. Nach einigen Ausweisungen und Besuch mehrerer Büros war ich wieder Besitzer meiner eigenen Kreditkarte und wir konnten die Stadt, nun von einem anderen Punkt weg verlassen.

Mehrmals wechselten wir die Autobahnen. Der Verkehr war sehr intensiv. Es war 18 Uhr und die Menschen verließen ihre Büros in Boston.

Um 20 Uhr steuerten wir einen im Führer ausgemachten Ort an: Ipswich. „Mehrere schöne Häuser in einem Wald verstreut“, so würde wohl ein Modelleisenbahner den Ort beschreiben. Länger suchten wir nach einem Quartier. Als erstes bot sich ein Bed and Breakfast an, dass aber Hannelore nicht wollte. Sie will prinzipiell nicht bei „fremden Leuten“ wohnen.

Nach mehreren Rundkursen fanden wir das in ihrem Führer angegebene Motel. Es gab auch noch ein Zimmer. Es war fast so teuer wie jenes in Boston. Nun, hier gab es eben keine Konkurrenz. Das Zimmer war heiß, alt und abgewohnt. Vor dem Schlafengehen erschlug Hannelore noch eine Motte. Wir schliefen also bei fest verschlossenen Koffern.

Vorher suchten wir aber noch nach einem Abendessen, hatten wir an diesem Tag doch nur Gefrühstückt. Auch das zeigte sich als schwierig. In einer Selbstbedienungs-Pizzeria aßen wir dann Spagetti mit Coca Cola. Einige einheimische Männer saßen auch im Lokal und unterhielten sich über die Besteuerung und die Ungerechtigkeit, dass arme Leute keine Steuer zahlen mussten, wo sie doch auch alle öffentlichen Einrichtungen benutzten. Nicht alles verstanden wir. Der Bostoner Akzent machte es schwierig. Die Männer neckten sich. Einer meinte, dass er sieben Tage arbeite und sein Kollege eben nur einen Tag.

In der Bar des Motels nahmen wir noch ein Bier.

Die Parkplätze vor den einzelnen Zimmern waren inzwischen allen besetzt. Das Motel war ausverkauft und voll. Die Besitzerin konnte zufrieden sein. Wir nicht. Es war teuer, schmutzig und unhübsch. Aber es war das einzige im Ort.

Baden im Atlantik

Ich träumte hier viel. Vielleicht lag es auch am nicht sehr tiefen Schlafen. Da hat das Gehirn mehr Energie zum Denken übrig. Es ist nicht voll abgeschaltet. Ich träumte von Kollegen, die ich viele Jahre schon nicht mehr gesehen hatte; erlebte die Zukunft von Freunden, die ich hier aber nicht wiedergeben will, weil es vielleicht nicht stimmt; ja ich sah mich selbst in der Zukunft. Träume, die ich noch nie hatte. Immer wieder aber tauchte das Bild von der Fährschiffsreise in Alaska auf. Speziell das Bild, bei dem wir viele Stunden den breiten Kanal durch die Inland Passage fuhren. Links und rechts hohe Berge mit nicht enden wollendem Wald und oben Gletscher und Schnee. Dazwischen das blaue Meer und Sonnenschein. Eine kleine Insel in der Mitte des Meeres mit einem winzigen Leuchtturm, der ein rotes Dach hatte war wie ein Tupfen auf dem I.

Dieses Bild werde ich mein ganzes Leben nicht mehr vergessen. Es ist wie eingebrannt und unauslöschlich.

Jetzt waren wir schon drei Tage an der Ostküste und geistig befand ich mich noch in Alaska. Komisch, wollte ich doch heuer gar nicht nach Alaska. Wollte ich doch viel mehr hierher an die Ostküste, nach Boston, wo ich noch nie war. Nun kam es umgekehrt.

Die Nacht war ruhig. Unser Bungalow lag am Ende der langen Reihe direkt am Wald. Es war das Eckzimmer. Das Motel war wie ein Eisenbahnzug, der ums Eck ging angeordnet. Vorne war die Lokomotive, bestehend aus dem Büro und der Bar. Die Heizung also die Bar und die Steuerung das Büro, die Rezeption. Dahinter kam der Speiseraum, wo wir an diesem Morgen auch unser Frühstück aßen. Im anschließenden Raum wurde gekocht. Dieser Motelabschnitt würde bei der Eisenbahn dem Speisewagen entsprechen. Die Räume waren übrigens nur etwas breiter als ein Eisenbahnwagen. Erst dann reihten sich die Schlafabteile, pardon Gästezimmer aneinander. Das Auto wurde jeweils davor geparkt. Da unser Zimmer das Eckzimmer war, mussten wir uns auch im Eck zwischen zwei schon geparkten Autos – unseren Nachbarn – einparken. Einer stand nicht genau zwischen seinen zwei weißen Linien, sodass Hannelore ausstieg und mich einwies, damit ich keinen abkratzen würde.

Die Einrichtung war auch „very british“, wie die ganze Gegend hier. Zwar trennten sich die einstigen Einwanderer vom englischen Mutterland und schmissen sogar deren Teelieferungen ins Meer, um so zu dokumentieren, dass sie nichts mehr mit England zu tun haben wollen, aber alles blieb wie zu Hause. Die Art Häuser zu bauen, das Essen, die Wohnungseinrichtungen und auch die Anlage der Städte. In vielen Dörfern glaubte man irgendwo in Südengland zu sein. Ob sie auch etwas von der Sprache haben? Zumindest sprechen sie anders als im restlichen Amerika.

Es war heiß. Beim Frühstück schwitzen wir schon und der heiße Kaffee trieb uns zusätzliche Schweißperlen ins Gesicht. Hannelore musste dazwischen sogar einmal aufstehen und ins Freie gehen, um das Beklemmende abzuschütteln. Ich bestellte diesmal ein noch unbekanntes Frühstück. Leider wusste ich zu dem Zeitpunkt noch nicht, was „Hash“ ist, erst als der Burger mit Faschiertem geliefert wurde, wusste ich, dass das nicht meine Lieblingsspeise ist.

Ipswich, so hieß der Ort unserer Nächtigung war zwar ganz nett, aber in keiner Weise vergleichbar mit dem Ort, den wir ursprünglich am Abend anfahren wollten und am Vormittag besuchten: Newport. Ein touristischer Ort, der für seine Gäste herausgeputzt war. In diesen Tagen feierten sie auch ihr 150 jähriges Bestehen. Backsteinhäuser mit vielen Blumen und Fahnen geschmückt. Viele Geschäfte für Touristen. Wir suchten einen Parkplatz

im Schatten, den gab es aber nicht. Unsere Mozartkugeln würden wieder weiter ins Staniolpapier hineinschmelzen und das auspacken würde langsam unmöglich werden.

In der Information holten wir uns Prospekte und einen Ortplan. Wir wanderten den Jachthafen entlang. Viele Boote lagen im Wasser. Hier hat wohl jeder sein eigenes Boot. Ein Marinemuseum bezeugte die lange Tradition zur Seefahrt.

Wir wanderten durch den Ort und fuhren dann hinaus auf eine Halbinsel, die heute Nationalpark ist. Eine lange, dem Festland vorgelagerte Halbinsel gibt den Bewohnern auch Schutz. Heute besinnt man sich wieder der Natur und lässt die Vegetation wieder so wachsen, wie sie es vor der Besiedlung tat. Die Sanddünen wurden grün. Zwar fast ausschließlich niedrige Pflanzen und Sträucher, aber sie festigen die Sanddünen und fixieren so auch die Halbinsel und damit den Puffer gegenüber Hurikans, die vom Meer herein kommen.

Wir sahen viele Enten, Störche und Wasservögel. Ein eigener, mit Holzbrettern fixierter 2,5 Kilometer langer Wanderweg führte durch die bewachsenen Dünen. Ein gedruckter Führer beschrieb die einzelnen Vegetationsformen. Es gab auch niedrige Bäume wie Kirsch- und Zwetschkenbäume. Letztere gaben der Insel den Namen: „Plumisland“

Am Ende der Halbinsel gab es einen Badestrand, den auch wir benützten. Der Sand war so heiß, dass wir es nicht schafften ohne Schuhe bis zum Strand zu kommen.

Auf einem Stein lagerten wir unsere Rucksäcke und stellten uns in die Brandung des Atlantik. Das Wasser war kalt, wie wir es nicht erwartet hatten. Es war unmöglich zu schwimmen. Ganz abgesehen davon, dass der aufgeheizte Körper in diesem kalten Wasser sicher einen Schock oder Herzinfarkt davon getragen hätte, wäre es kein Vergnügen gewesen. Das war zuviel der Abkühlung.

Eine Mutter kam mit zwei kleinen Kindern. Sie trug beide; eines vorne und eines hinten. Irgendwie hatte sie auch noch Platz, um Sandschaufeln und Kübeln in verschiedenen Größen mit zu schleppen. Kaum waren die Kinder am Boden begannen sie schon wie Maschinen im Sand zu graben. Aber auch die Mutter wurde zum Kind und baute ebenso Sandburgen und auch ein Schiff aus Sand.

Das Wasser spülte viele Muscheln ans Land. Ich trocknete eine, um sie als Souvenir mit zu nehmen.

Es war Flut und das Wasser kam immer weiter heraus. Die Rucksäcke mussten wir zwei Mal weiter nach hinten legen, damit sie nicht nass würden.

Die Möwen hier waren wesentlich größer als jene zu Hause. Hannelore, die während der ganzen Reise schon meinen Fotoapparat übernahm schlich sich förmlich an, um sie zu fotografieren. Ob die Größenunterschiede zu den europäischen im Foto rauskommen werden? Ich wanderte zwei Mal bis zum Ende der Insel und versuchte zumindest mit dieser geringen Bewegung einiges von den vielen Kalorien des amerikanischen Essens abzubauen.

Wir waren nun schon 3 Stunden mit nacktem Oberkörper in der Sonne. Trotz Nachcremens dürfte das zu viel für den noch weißen Körper sein. Wir fuhren wieder in den Ort zurück und tranken unseren Nachmittagskaffee mit einer italienischen fetten Torte.

Der nächste Ort, den wir anfuhrten lag schon im Bundesstaat New Hampshire und hieß Portsmouth. Es war eine nette Stadt mit ebenso englischen Häusern wie in den Dörfern die wir davor besuchten. Es war drückend heiß und dementsprechend reduziert war das Leben hier. Die Stadt hatte einen großen Hafen und wir konnten zusehen, wie ein riesiges Schiff aus Holland von vier Schleppschiffen den Flusslauf herauf in den Hafen geschleppt wurde. Dazu mussten die Straßenbrücken geöffnet werden. Eine zog ihren Mittelteil wie einen Lift an den hohen Stützen hoch. Präzise zogen die kleinen Schlepper den Riesen durch die Öffnung. Unwirklich zog die schwimmende Stadt an uns vorbei.



Hannelore hatte sich eine Blase an der Ferse geholt und konnte nur mehr schwer gehen. Ich holte sie mit dem Auto vom Hafen.

Als wir aber nach Kittery, einem riesigen Outletcenter kamen war sie gleich wieder gehfähig. In vielen Geschäften wurde Kleidung probiert. Der Reiseführer meinte, auch nicht Konsumsüchtige würden hier schwach werden. Was dann erst mit Menschen wie Hannelore, die gerne Einkaufen gingen. Wir erstanden mehrere Blusen, Leiberl und Hosen.

Es wurde spät und wir fanden nur schwer ein Quartier zur Nacht. Hier waren wir mitten im Urlaubszentrum von Main. Viele Autos waren unterwegs zum Abendessen. In vielen Motels fragten wir nach einem Zimmer. Immer wieder wurden wir abgewiesen. Auch draußen auf einer Halbinsel gab es nur mehr ein Hinterhofzimmer, dass wir dann auch nicht wollten.

An der Hauptstraße, aber doch abgelegen fanden wir dann ein ganz passables Bungalowzimmer.



Zum Abendessen war es allerdings zu spät und wir begnügten sich mit einem Besuch bei McDonalds. Sogar der war ausverkauft und wir bekamen nur mehr einen Salat. Eine riesige Eisportion schloss den Essenstag.

Regentag

Es regnete. Zuerst war es der Springbrunnen vor dem Haus, dessen Wassertropfen ich hörte, dann wurde er aber von den echten Regentropfen übertönt. Bis 6 Uhr früh vernahm ich alle Vorgänge vor dem Fenster genau, weil ich von den drei Fenstern nur zwei geschlossen hatte. Zwischen den Jalousien griff ich durch und schob die Fenster herunter. Da hatte ich das dritte nicht registriert.

Die starken Temperaturstürze sind typisch für diese Gegend. Angeblich kann man hier am Abend noch im Freien sitzen und in der Nacht fällt das Thermometer auf Null Grad Celsius.

Dieser kühlere, sonnenlose Tag sollte unserer Haut gut tun. Gestern Abend noch haben wir in einer Apotheke ein Sonnenbrandmittel gekauft, um unsere gerötete Haut zu beruhigen. Die Apotheke war so groß wie ein Supermarkt und hatte so viel Auswahl, dass wir uns nicht auskannten. Personal gibt es in solchen Geschäften wenig. Eine ältere Apothekerin half uns dann aber weiter. Aber auch sie tat sich schwer, weil die eigentlichen Sonnenbrandmedikamente ausverkauft waren. Der Sonnentag hatte wohl vielen Menschen die Haut gerötet. So mussten wir mit Ersatzmitteln Vorlieb nehmen. Sie meinte, Vitamin E sei immer gut. Daneben gab sie uns ein Gel, dass die Haut abkühlen sollte, was sie auch tat, nur klebte ich immer am Leintuch. Drehte ich mich in der Nacht um, ging das Leintuch mit. Es war wie ein Verband angeklebt. Vielleicht war auch das ein Teil der Heilung.

Es hatte stark abgekühlt. Der Regen war stärker als es durch das Fenster aussah. Unser kleiner Schirm bot nur wenig Schutz vor den vielen Regentropfen. Wir gingen vor zum Restaurant. Unser Bungalow hatte die Nummer 35 und wir mussten praktisch zu 0, was dem Restaurant entsprach. Der glatzköpfige Herr, der mir am Vortag das Zimmer gab stand im Eingang und teilte die Gäste ein. Er sah aus wie ein Homosexueller. Laut Reiseführer ist dies ein beliebter Urlaubsort für diese Art von Menschen. Es servierten neben ihm nur junge Männer, denen er immer mit kleinen Handgriffen zur Seite stand.

Einige Gäste verließen das Lokal, weil die Bedienung so langsam war. Uns störte das nicht. Wir waren doch im Urlaub. Außerdem tat uns ein ruhigerer Tag ganz gut. Wir hatten vor unsere Koffer wieder besser zu packen. Ich verwendete zum Beispiel mein Handgepäck als Reisekoffer für die jeweils nächsten 3 Tage. So konnte ich meinen großen Koffer im Auto zurück lassen.

Das Frühstück war wieder ausgezeichnet und wird sich sicher zu Hause auf der Waage widerspiegeln. Diesmal bestellten wir unterschiedlich und aßen jeweils die Hälfte. Zuerst Eierspeis mit Kartoffeln – so wie es sich in Amerika gehört – und dann Pancakes mit Heidelbeeren. Kaffee wurde immer wieder nachgeschenkt, was wir reichlich ausnützten. Das Frühstück reichte jeweils bis zum Abend.

Trotz Regens gingen die meisten Amerikaner ohne Regenschirm. Die Männer hatten ohnehin ihre Schirmmützen auf, die sie auch im Lokal aufließen. Aber auch die Frauen bewegten sich so, als würde es gar nicht regnen. Ob das Essen mit Mütze am Kopf von der jüdischen Tradition kommt?

Es wurde fast Mittag, bis wir alles verpackt hatten. Ich hatte noch am Computer geschrieben, mit Wien telefoniert und die Kamera entladen.

Hannelore studierte im Reiseführer und versuchte die nächste Route zusammen zu stellen. Der Regen war leichter geworden und ich ging vors Haus um das Nachtquartier zu fotografieren.

Zuerst fuhren wir die Ortsstraße nach Norden. Der Verkehr war wieder sehr intensiv. Viele Eltern fuhren mit ihren Kindern aus, weil es kein Badewetter gab.

Nach einigen Kilometern erreichten wir die Autobahn Nummer 95 Richtung Norden. Unser nächster Stopp war Portland. Eine einstmals reiche Stadt am Meer, die aber auch in den letzten Jahren wieder sehr an Reichtum zurückgewonnen hat. Viele alte Lagerhäuser aus dem 19. Jahrhundert wurden revitalisiert und neuen Verwendungszwecken zugeführt.

Im Hafen lag die Informationsstelle, an der wir uns Unterlagen holten und dann einen 1 ½ stündigen Rundmarsch begannen. Zuerst durch die Docks am Ufer. Teilweise entstanden hier neue Wohnhäuser mit wunderschönem Blick aufs Meer. Daneben wurden aber auch alte Lagerhäuser renoviert und zum Wohnen adaptiert. Rundfahrtschiffe lagen neben kommerziellen Frachtschiffen. Viele Touristen waren unterwegs. Es war nicht sehr heiß. Wir hatten nur mehr 19 Grad, die im Laufe des Nachmittags, als die Sonne etwas heraus kam auf 22 Grad stiegen.

In der Innenstadt war fast jedes Haus hergerichtet. Jedes Haus war aus Backstein gemauert. Die Fenster- und Türreinrahmungen waren aus Granit. Die Kombination der roten Ziegel mit dem grauen Granit sah sehr schön aus.

Einzig öffentliche Bauten wie das Rathaus waren normal gemauert.

Es gab viele Antiquitätengeschäfte, oder das, was man hier unter Antiquität verstand.

Im Westen der Stadt lagen die exquisiten Wohnhäuser. Darunter – wie es im Führer hieß – „das schönste Wohnhaus im viktorianischen Stil in Amerika“. Wäre da nicht ein riesiger Telegrafmast davor gestanden, hätte es vielleicht noch schöner ausgesehen. Überall sind die Kabel und Leitungen frei von einem Holzmasten zum anderen gespannt. Dieses Wirrwarr und die Masten an sich verstümmeln jedes Stadtbild.

Im Postamt kauften wir Briefmarken und schickten mehrere Briefe nach Europa.

Es gab auch unzählige Parkgaragen. Viele davon in mehreren geschossen. Die Erbauer hatten auch keine Rücksicht auf das Stadtbild genommen und einen modernen Parkkoloss neben ein Haus aus dem 19. Jahrhundert gestellt.

In der Markthalle sahen wir viele Fischstände und konnten die uns weniger bekannten Fische vergleichen. Auch Scallops, die ich noch wenige Tage vorher gegessen hatte sah ich nun, wie sie ungekocht ausschauten.

Zu einem Nachmittagskaffe war es uns noch zu früh, obwohl die Kaffeehäuser sowohl in der Markthalle, als auch am Meer unten einladend wirkten.

Mit dem Auto fuhren wir nach Ablauf unserer Parkuhr noch hinaus zum Ostufer, wo es einen schönen Aussichtspunkt gab. Gegenüber wurden gerade einige große Schiffe gelöscht und mitten in der Hafeneinfahrt stand auf einer kleinen Insel eine Befestigungsanlage aus dem 19. Jahrhundert. Es war auch zum militärischen Schutz des Hafens gebaut.

Mitten in den Wohnhäusern des Osthügels stand ein Leuchtturm. Gleich daneben die Feuerwehr der Stadt.

Eine große Brücke brachte uns nach Norden und weiter wieder zur Autobahn Nummer 95. Es war viel Verkehr. Eine ganze Horde von Motorradfahrern fuhr bis Bath vor uns. Unser Tagesziel war der Ort Wiscosset, der schönste Ort von Maine.

Schon viele Kilometer vorher staute sich der Verkehr und nur im Schrittempo erreichten wir den Ort. Wir durchfuhren in über mehrere Straßen, fanden aber kein Motel. Am Postamt fragte ich einen Mann und dieser verwies uns auf die andere Seite des Flusses, dort wäre ein Motel, das uns sicher gefallen würde.

Wir folgten dem Rat und tatsächlich bot sich hier eine schöne Übernachtung. Zuerst wollte uns die Dame einen Bungalow direkt am Fluss geben. Das war uns aber dann doch zu einsam und wir entschieden uns für das Haupthaus. Das kleine Häuschen am Fluss stand ganz alleine. Dahinter begann der Wald und unterhalb des Balkons floss schon der Fluss. Die Einrichtung war einfach. Die Zimmer im Haupthaus waren dagegen komfortabler. Nach einer angenehmen heißen Dusche sehnten wir uns dann doch mehr als nach noch mehr frischer Luft.

Wir bekamen einige Flaschen Wasser mit. In den letzten Wochen habe es so stark geregnet, dass das Wasser mit Bakterien verseucht sei und wir nicht davon trinken sollten.

Nun war die Sonne voll rausgekommen. Es war noch wärmer geworden. Zu Fuß wanderten wir die lange Brücke über den Fluss zurück in den Ort. Die Sonne stand schon tiefer und beleuchtete unser Motel mit sehr warmen Farben. Wir fotografierten es mehrmals und am Ende mit Teleobjektiv vom anderen Ufer aus.



In einer Nebenstraße fanden wir das im Reiseführer angegebene Restaurant „Garage“. Es sei vom Preis her „moderat“ meinte der Autor. Praktisch war es aber teuer und ein sehr vornehmes und nobles Restaurant. Wir wollten nun endlich den hier so bekannten Hummer essen und bestellten der besseren Verteilung wegen einen gemischten Fischtisch. Scallops, Hummer und Scampi aus der Gegend wurden angeboten. Praktisch kam eine dicke Sauce, in der es einige wenige Fischstücke gab. Als der Kellner servierte war mein erster Gedanke, es handle sich um einen „Gruß des Hauses“, wie man das zu Hause bei uns nennt, also eine Gratiskostprobe des Kochs. Tatsächlich war es aber der Haupttisch. Der Preis lag dann so hoch wie ein wirklich ausführliches Essen.

Wir ließen uns aber die Gute Laune nicht verderben und wussten nun, dass auch gute Restaurants schlechte Speisen produzieren können, oder das was wir unter schlecht verstehen.

Um den Magen abzurunden kaufte ich mir in einem kleinen Shop noch ein hausgemachtes Erdbeereis, dass ich am Ufer des Flusses aß. Die Sonne stand jetzt noch tiefer und färbte die Gebäude am anderen Flussufer fast rot und rosa.

Im Hotel hatten wir noch Zeit zum Lesen und freuten uns auf den nächsten Tag.

In den Bergen der White Mountains

Das Frühstück war wieder typisch amerikanisch. In einem Nebenzimmer zur Rezeption standen Wärmeflaschen mit Kaffee und Packungen mit fertigem Frühstückessen. Cornflakes, deren Behälter gleich zum Essen diente und in die man die Milch einfüllte. Kuchen in Plastik verpackt und so hygienisch, aber steril wirkend. Jogurt mit Null Prozent Fettgehalt in Plastikbechern. Auch der Kaffee wurde aus Wegwerfgeschirr getrunken.

Die Rezeptionistin konnte so neben den Zimmerabrechnungen das Frühstücksrestaurant mit betreuen. Ich befragte sie nach einem der typischen Leuchttürme in Maine. Sie nahm es sehr genau und übergab mir eine ganze Liste von Leuchtturmbeschreibungen und einige Landkarten zum Auffinden derselben.

Nach dem Verstauen des Gepäcks im Auto – es parkte im Wald gegenüber – fuhren wir nach Boothba Harbor. Es sei der meistbesuchte Ort dieser Gegend und wir müssten ihn sehen, war die Meinung der Dame im Hotel. Der Ausflug hinaus auf die langgestreckte Halbinsel dauerte eine Stunde. Es war noch früher Morgen, oder das was man in einem Urlaubsort „früher Morgen“ nennt. Konkret verließen wir um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr das Hotel. Um $\frac{1}{4}$ 10 Uhr standen wir fast alleine an der Südspitze der Halbinsel und weit draußen auf einer kleinen Insel stand der Leuchtturm. Wegen Gegenlichts konnten wir ihn nicht fotografieren. Auf der Rückfahrt, auf halber Höhe der Halbinsel fuhren wir nochmals eine enge Nebenstraße zum Meer hinaus. Versteckt standen schöne Häuser im Wald und draußen auf einem Felsen ein als Wohnhaus in Verwendung stehender Leuchtturm. Das Meer war sehr niedrig und ich konnte den Strand trockenen Fußes weit hinausgehen und dort auf einen Felsen hinaufklettern, von dem aus man einen schönen Blick zur Landzunge mit dem Turm hatte. Hannelore blieb am Ufer, weil diese Gegend privates Gebiet war.

Das Dorf war touristisch, aber nur wenige Touristen tummelten sich. Vor allem der Nachschub war aktiv: Lebensmittellieferanten, Mistautos, Getränkeautos und Handwerker. Alles wurde in Abwesenheit der Gäste wieder nachgeliefert und repariert.

Das Auto verlangte schon seit dem Vorabend Benzin. Das rote Licht leuchtete und warnte vor einem ungewollten Stehenbleiben. An der Tankstelle machte auch die Horde von Motorradfahrern, die wir schon am Vortag auf der Autobahn trafen halt. Sie betankten ihre Maschinen und kauften zum Essen ein. Hier, wo wir ihnen in die Gesichter schauen konnten wirkten sie gar nicht so grimmig. Ganz im Gegenteil, es waren intellektuelle Menschen, die eben auch Motorrad fahren

Wir fuhren eine Waldstraße zurück. Zwischen den Bäumen schaute nur blauer Himmel durch. Da tauchte eine einzelne weiße Wolke. Sie schaute aus wie eine Wolke in einem Kinderbuch oder auf einer Kulisse eines Kasperltheaters. Eine Kinderwolke. Ich glaube man nennt sie in der Fachsprache „Schäferwolke“. Im Laufe des Tages entstanden mehr von diesem Typ am Himmel. Sie waren also wirklich eine Herde von Schafwolken geworden.

Zurück im Hotel benutzten wir nochmals die „Restrooms“, bevor wir uns auf die Reise zurück nach Portland machten. Die Hotelbedienstete war sichtlich stolz, dass wir ihren Angaben folgend alles gefunden hatten.

Der Verkehr war diesmal geringer als am Vortag. Problemlos erreichten wir, bei guter Musik aus dem Radio Portland. Jetzt kannten wir uns schon ganz gut aus und ich dirigierte Hannelore genau vor die Touristeninformationsstelle, wo wir nach einem Fotografen fragten, um die Kamera reparieren zu lassen.

Die erste angegebene Adresse half nicht weiter. Es war zwar ein sehr gut sortiertes Fotogeschäft auf der Hauptstraße, aber kein Spezialist für digitale Kameras. Er empfahl mich weiter an ein Elektrogeschäft zwei Blocks weiter unten, wo ich aber keines fand, und ein

diensthabender Polizist auch keines wusste. Zurück beim Tippgeber wurde ich erneut losgeschickt und landete dann wirklich in einem Elektrogeschäft mit zwei alten Damen, die – so glaube ich – noch gar nicht wussten, dass es auch digitale Kameras gab. So machte ich mich auf den Weg, die zweite empfohlene Fotogeschäftsadresse aufzusuchen. Hannelore war inzwischen wegen der abgelaufenen Parkuhr zurück zum Auto gegangen. Dieses Geschäft war ein typischer Elektronikladen. Der Besitzer war sehr hilfreich. Alles sah chaotisch aus. Ein Kunde kam und fragte nach einer digitalen Filmkamera. Der Besitzer sagte nur „Nehmen sie sich eine aus den Regalen“. Als er Batterien zum Ausprobieren reklamierte war die Antwort wieder einfach „Nehmen sie eine Packung vom Regal. Reißen sie sie auf und legen sie sich bitte die Batterien ein“. Meinen Fotoapparat nahm er sah ihn kurz an, ging ebenfalls zum Batterieregal, nahm passende Batterien heraus, legte sie ein und die Kamera funktionierte. Ich war glücklich. Nun konnte der Rest der Reise weiter digital dokumentiert werden. Nur die Leuchttürme fehlten, aber die haben wir analog festgehalten und können die Fotos scannen und so die digitale Sammlung vervollständigen. Das Geschäft war wirklich einmalig. Es gab keine Regale. Alles stand am Boden und wurde übereinander geschichtet und gelagert. Die meisten Schachteln waren schon aufgerissen. Disketten und CDs lagen neben Geräten. Nur Insider konnten feststellen, welche Software zu welcher Hardware gehörte. Irgendwie erinnerte er mich an meinen Kollegen Norbert. Norbert hatte in seinem Büro auch alles über- und nebeneinander liegen. Dieses Geschäft war aber 20 Mal so groß als Norberts Büro.

Beim Vorbeihasten zum zweiten Fotogeschäft sah ich eine Band auf der Straße spielen. Ich wollte mehr von ihnen hören und überredete Hannelore zu einem Kaffee in dieser Straße. Tatsächlich, neben der Band fanden wir einen Tisch. Es war zwar ein vornehmes Restaurant, die eigentlich nur Mittagstische verkaufen wollten, wir bekamen aber eine Ausnahme und tranken Kaffee und Kuchen. Die Bandmitglieder waren etwa so alt wie wir. Dementsprechend war auch die Musik. Sie war aus unserer Jugendzeit. Die Verstärker und Instrumente stammten auch aus dieser Zeit. Viel zu klein und zu schwach für heutige Bands. Sie erzeugten aber einen sehr guten Sound. Die Gemeindeverwaltung hatte ihnen Strom aus einer Straßenlaterne gegeben und weiße Plastikstühle aufgestellt, damit Passanten auch sitzend zuhören konnten. Ein Sandler baute seinen „Stand“ mit zwei Supermarkt-Einkaufswagen ebenfalls im Publikum auf. Am ersten Wagen steckte ein Plakat mit der Aufschrift „Open House“. Er selber saß barfuß auf einem Klappstuhl davor. Passanten warfen ihm Abfälle wie Blechdosen in die abgestellten Wagen.

Glücklich über die bunte und fröhliche Stadt verließen wir Portland und später auch Maine. Die Straße führte uns – in einer nicht enden wollenden Kolonne – in die Berge hinein zu unserem Tagesziel „White Mountains“ zu. Die Route führte an Seen und weiteren Urlaubsorten vorbei. Die Luft wurde kühler. Nach der Grenze zu New Hampshire stoppten wir in einem Informationsbüro. Man empfahl uns bald mit der Quartiersuche zu beginnen, es sei sicher alles ausgebucht. Auch sei es schon Dinnertime – um 16 Uhr! Entgegen der Empfehlung fuhren wir durch die ersten Ortschaften durch. Es ging sehr langsam, da zu viele Autos unterwegs waren. In einem Schigebiet, einer Stelle, wo mehrere Sessellifte weggingen bekamen wir in einem Motel auch ein schönes Zimmer. Mitten im Wald an einem Fluss. Wir erkundeten die Umgebung noch zu Fuß. Die Schilifte mit den Panoramakarten um die Möglichkeiten einer nächsttägigen Wanderung zu erfragen. Touristen fuhren noch mit Lifts nach oben, um über eine Sommerrodelbahn oder eine Wasserrutsche wieder zu Tal zu kommen.

Im Ressortrestaurant aßen wir eine 18 Inch Pizza. Mit dickem Bauch fuhren wir noch in das nächste Dorf, gingen eine Runde den Fluss entlang und zogen uns auf unser Zimmer zurück, wo wir den Tag auf dem Computer festhielten und für nächsten Tag Pläne wälzten.

Hannelore wollte noch in den letzten Ort zurück fahren, wir waren aber schon zu müde. Sie wollte unbedingt eines der Outletcenter besuchen, wo Original-Markenwaren zu billigen Preisen vom Produzenten selbst angeboten werden. New Hampshire war hier noch billiger, wegen der niedrigen Steuer.

Es war Samstag geworden. Die Nacht war zwar kurz, aber der kommende Tag wurde trotzdem schön.

Unser Zimmer hatte eine Verbindungstür zum Nebenzimmer. Diese war zwar geschlossen, aber ihre akustische Abschirmung war doch weniger als die einer Wand. Die Nachbarn hatten ein kleines Kind, das am Abend sehr laut war, bis der Vater mit dem Fernsehen begann und das Babygeräusch noch übertönte. Hannelore antwortete mit unserem noch lauter gestellten Fernseher. Das Ergebnis? Eine laute Nacht, die ich, der sehr müde war, noch mehr mit Schlaf verbrachte als Hannelore.

Ich war daher schnell auf. Duschte mich, packte meinen Koffer und wanderte vor zum Büro, um Erkundungen für den Tag einzuholen. Diese waren alle negativ: der Sessellift auf den gegenüber liegenden Berg fährt erst ab 10 Uhr und die Eisenbahn kommt erst um 11 Uhr. Das Restaurant der Anlage bot kein schönes Frühstück und so fuhren wir sofort ab um am Weg zu essen.

Die meisten Leute schliefen noch. So waren noch wenige Autos unterwegs.

Wir kamen in den Nationalpark. Bei der Auskunft, einem Blockhaus an einem romantischen See versuchten wir zu Frühstücken, aber es gab nur Kartenmaterial. Man empfahl uns einige Meilen weiter in ein Restaurant.

Gegenüber vom Mount Washington Hotel lag es dann an der Straße und bot auch gutes Essen. Es war nach den 50er Jahren eingerichtet und spielte auch Musik aus dieser Zeit. Beim Fenster sahen wir das Hotel. Dahinter erhob sich der höchste Berg der White Mountains, der Mount Washington mit fast 2000 Metern Seehöhe.

Gleich hinter dem Hotel sah man eine Liftrasse. Wir dachten, dies sei ein Service für die Gäste dieses exklusiven Hotels. Später mussten wir feststellen, dass es sich bei dieser Trasse um die direkt hinauf gebaute Eisenbahn handelte und diese auch viele Meilen weiter hinter dem Hotel lag.

Nach dem Frühstück fuhren wir zur Eisenbahn hinauf. Vor dem Bahnhof der Talstation hielt uns ein Eisenbahnangestellter auf und fragte ob wir mit dem Zug fahren, denn sonst dürften wir nicht parken. Wir fragten nach dem Preis: 44 Dollar pro Person. Ob man nur hinauf fahren könne und herunter gehen. Das sei nicht vorgesehen, weil alles so gut ausgebucht sei. Wir wollen uns das anschauen war dann die Begründung, dass wir doch zufahren durften. Der Bahnhof war noch aus seiner Erbauungszeit – den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Ebenso die Zuggarnituren. Einige Dampflokomotiven rauchten im Tal, einige sah man den Berg hinauf weißen und schwarzen Rauch ausstoßend. Der weiße war der Wasserdampf der Maschine und der schwarze von der Heizung.

100 Dollar für eine 3stündige Bahnfahrt erschien mir als doch zu teuer. Hannelore traf aber die Entscheidung und wir kauften dann doch Tickets. Irgendwie werden wir zu Hause wieder finanziell über die Runden kommen müssen. Hier war alles wesentlich teurer als in Europa. Wir gaben Geld aus, das wir nicht geplant hatten. Im Nachhinein betrachtet war die Fahrt ihren Preis wert.

Auf Holzbänken, wie eben zu dieser Zeit im 19. Jahrhundert saßen wir. Die Lokomotive schob nur einen Waggon vor sich her. Ihr Kessel stand im Tal schief nach unten geneigt. Dies war aber notwendig, weil die Steigung so extrem war, dass sonst die glühende Kohle aus dem Kessel gefallen wäre.

Gleich in der Diretissima fuhr der Zug den Berg an. Jeweils zwei Züge fuhren in kurzen Abständen. In der Mitte lief eine Zahnstange, an der sich die Lokomotive hocharbeitete. Nach einer halben Stunde schoben wir in ein Nebengeleise hinein. Von oben kamen zwei Züge, die vorbei fuhren. Wir tankten Wasser nach und begaben uns auf die nächste Stunde Fahrt, die schier immer steiler wurde. Wir Passagiere versuchten im Gang des Waggons zu stehen. Fast unmöglich. Es sah auch witzig aus. Ebenso, wie die Bäume des vorbeiziehenden Waldes wie schief gewachsen schien.

Vor der Spitze mussten wir nochmals zwei Lokomotiven passieren lassen und in einem Nebengeleise warten.

Alle Rangierarbeiten wurden händisch gemacht. Sowohl Zahnstange als auch Geleise mussten umgelegt werden. Dazu war der Schaffner zuständig. In der Lokomotive arbeiteten der Lokführer und ein Heizer. Alle waren schmutzig und rußig, wie auch wir nach kurzer Zeit. Ich saß am Fenster und wie Schneeflocken – nur in umgekehrter Farbe – wehten die Russflankerl beim Fenster herein. Auf der Bank knirschte es vor ihnen. Mein Gesicht war schnell schwarz eingefärbt. Hannelore war froh, die weiße Hose nicht angehabt zu haben.

Am Gipfel stand ein riesiges Gebäude mit vielen Antennen. Von der anderen Seite kamen Autos herauf. Wir hatten 20 Minuten Pause. Weit konnten wir ins Land hineinblicken. Es war wirklich der höchste Berg in der Gegend. Keiner schien höher. Im Osten sah man bis zum Atlantik und rundherum gab es Wald mit kleinen und größeren Seen dazwischen.

Die Talfahrt war noch abenteuerlicher. Die Lehnen der Sitze wurden umgelegt, sodass wir beim zurück fahren auch nach unten schauen konnten. Der Schaffner hatte jetzt einen Zusatzjob. Er musste an zwei Bremsen des Waggons drehen, um neben der Lokomotive auch den Passierteil zu bremsen. Über ein Funkgerät – dass es im 19. Jahrhundert noch nicht gab – verständigten sich Schaffner und Lokführer.

Um 14 Uhr waren wir wieder im Tal. Alles war rußig und auch die Luft wirkte unrein. Wir verließen rasch den Ort und fuhren zurück zum Nationalpark. Wir suchten ein Restaurant zum Essen. Dabei verfuhrten wir uns und kamen nach Mittersill. Ja so wie der österreichische Ort Mittersill. Europa war überall vertreten. Die Einwanderer verwendeten die Namen ihre Heimatorte.

Bei einer Seilbahnstation fanden wir dann eine Bar, die uns Kaffee und Coca Cola gab.

Die Temperaturunterschiede sind hier sehr hoch. Zwischen dem Gipfel und dem Tal des Mount Washington können es bis zu 35 Grad Celsius sein. Jährlich kommen viele Menschen im rauen Klima, das durch kalte Luft aus dem nördlichen Kanada beeinflusst wird um.

In Franconia stiegen wir zu einem See hinauf. Viele Menschen waren unterwegs und es war schwer einen Parkplatz zu bekommen. Sogar am Pannestreifen der Autobahn wurde geparkt. Der Weg führte steil den Wald hinauf. Viele Menschen kamen uns herunter entgegen. Einige Burschen und auch ein Mädchen trugen, wie Sherpas große Kisten hinauf. Oben, nach einer Stunde Wanderung erreichten wir den See. Am anderen Ende stand eine Hütte, die auch Getränke und Essen verkaufte. Dazu wurde alles herauf getragen. Die Zimmer waren billig: 6 Dollar. Man brauchte aber einen eigenen Schlafsack.

Einige Jugendliche schwammen im kalten Gebirgssee.

Wir begnügten uns, die Hand hinein zu strecken und uns davor zu fotografieren.



Der Weg hinunter war nicht weniger anstrengend, weil es viele Wurzeln und Steine am Weg gab.

Wir folgten dem Kankamagus Highway Richtung Osten. Nach einigen Kilometern kehrten wir aber um und fuhren auf der Autobahn Nummer 93 schneller Richtung Süden nach Boston zu, Um 19 Uhr verließen wir vor der Stadt Concord die Autobahn und fuhren einige Kilometer auf der Landstraße zurück um ein Quartier zu suchen. Bei einer Frau kehrten wir dann in einem Motel ein. Die Zimmer waren schmutzilig und abgewohnt, wir wollten aber nicht weiter suchen. Sie empfahl uns ein Restaurant im Ort Penacook.

Ob unsere Kleidung ausreichend schön wäre. Immerhin war Samstag Abend. Ja, meinte sie, ein familiäres Restaurant. Und so war es auch. Einheimische gingen mit der Familie zum Abendessen. In der Bar des Restaurants spielte ein Mann Gitarre und eine Frau sang dazu. Nicht sehr besonders, deswegen blieben wir nicht länger. Nachdem wir unseren Salat gegessen und ein Bier getrunken hatten fuhren wir heim ins eben angemietete Motel. Es standen nur mehr drei Tage in Amerika zur Verfügung und die wollten wir noch auskosten und am Sonntag wieder ans Meer fahren.

Cape Cod

Die Nacht war ruhig und das Aufstehen schwer. Um ½ 5 Uhr war es schon hell und ein Lastwagen, der vor unserem Motel parkte fuhr weg. Das Verhältnis war wie das jener Kreuzfahrtschiffe in Alaska zu den Häusern der Häfen, in denen sie anlegten. Sie überragten alles. Auch der Truck vor unserem Haus war fast doppelt so hoch wie das Motel. Als der Fahrer startete – sicher, in der Nacht wenn es ruhig ist wirkt alles lauter – begann das Bett zu zittern. Wir wurden nicht nur wegen des Motorenlärms, sondern auch wegen der Vibration des Hauses geweckt.

Es war Sonntag und wir „leisteten“ es uns und blieben bis ½ 9 Uhr im Bett. Als wir zur Hauptstraße hinauffahren hisste unsere Motelbesitzerin gerade die amerikanische Fahne. Feierlich stand sie bei der Fahnenstange am Straßenrand und zog die Fahne hoch. Sie spielte keine Musik, aber man hatte das Gefühl in ihren Ohren hörte sie auch eine Militärkapelle. Sie ließ sich durch mich in diesem feierlichen Akt auch gar nicht unterbrechen. Erst als die Fahne oben auf der Stange im Wind wehte wendete sie sich mir zu und übernahm den Schlüssel. Dazu wünschte sie uns noch einen schönen Tag, der er auch wurde.

Hier bekamen wir kein Frühstück. Wir fuhren daher den nächsten größeren Ort an, dass war Concord, die Hauptstadt von New Jersey.

Es gab wieder mehrere Autobahnabfahrten. Die historischen Sits, so sagte eine Tafel, sei bei Abfahrt „Concord 4“. Schon von Weitem sahen wir die goldene Kuppel des State Hauses in der Sonne glitzern.

Die Stadt war noch verschlafen. Wir fuhren durch menschenleere Straßen. Alle Geschäfte waren geschlossen. Nur vor einigen Kirchen war reger Betrieb und schön gekleidete Menschen kamen vom Sonntagsgottesdienst.

In der Stadt war also keine Chance auf ein Frühstück.

Wir fuhren etwas aus der Stadt hinaus in ein Business-Center. Die Geschäfte waren hier geöffnet. Die Supermärkte sogar schon stark frequentiert. Durch Zufall entdeckten wir eine große und auch sehr schöne Bäckerei. Sie bot mit Jazzmusik frisches Gebäck und Kaffee. Hannelore bestellte einen Capuccino und bekam eine riesige Tasse, die wie eine Suppenschüssel so groß war. Ich nahm normalen Kaffee. Die Verkäuferin gab mir ein Häferl und ich konnte an einer zentralen Stelle im Lokal so oft Kaffee holen, als ich wollte. Es gab viele Arten von Kaffee. Unterschiedliche Geschmacksrichtungen, unter denen ich einen ganz normalen Kaffee nur schwer finden konnte. Ebenso war das Angebot bei der Milch für den Kaffee: „Half and Half“, „2 Prozent Fett“, „fettfrei“ etc.

Zum Kaffee aßen wir ein Apfelbrot mit Butter.

Manche der Gäste waren sichtlich schon in der Kirche. Schön gekleidet nahmen sie hier ihren Kaffee. Einige saßen im Freien, andere vor einem nicht geheizten offenen Kamin. Andere wieder lasen gemütlich ihre Sonntagszeitung, was ich auch machte und wieder feststellte, dass es entweder keine besonderen Ereignisse in Europa gab (Präsident Bush war von seiner Europareise zurück in den USA) oder man diese ignorierte.

Obwohl es ein einfaches Frühstück war, hätten wir in Europa zu diesem Betrag in einem guten Restaurant essen können. Der Dollar war eben hoch und auch alles teurer. Statistisch sind uns Europäern die Amerikaner in vielem vorne, rein subjektiv ergab sich aber ein anderer Eindruck. Was auch immer da richtig sein mag, die amtlichen Statistiken oder unser Eindruck aus 20 Tagen, eine Bereicherung um mehr Verständnis für das Land aufzubringen entstand. Wir sahen zwar viele Superreiche, die wir in Europa vielleicht nicht getroffen hätten, aber wir sahen auch viele arme und ärmere Menschen. Die breite Mittelschicht, wie wir sie in Europa

und vor allem in Österreich haben war sehr klein. An dem sieht man aber, wie reich ein Land ist. Bei uns zu Hause gibt es mehr „Mittelreiche“, weniger Arme und weniger Reiche. Ist dadurch Europa reicher oder die USA? Je nachdem, aus welchem politischen Blickwinkel man das betrachtet.

Solche gesellschaftspolitischen Überlegungen waren in einer Hauptstadt wie Concord angebracht.

Nach dem ausgefallenen Frühstück fuhren wir zur Autobahn zurück und fuhren in Richtung Boston. Hannelore chauffierte bis vor Boston, wo ich das Steuer wieder übernahm. Die Durchfahrt durch Boston war problemlos, wenngleich auch der Verkehr schon sehr heftig war. Wir kamen wieder an unserem Hotel vorbei; sahen nach Cambridge und das MIT; fuhren über die große Brücke ins Zentrum hinein und passierten auch die Baustelle, an der man versucht die auf Stelzen gebaute Autobahn einzugraben und vom Stadtbild verschwinden zu lassen, was auch sehr notwendig ist. Im 3 oder 4. Stock der Hochhäuser brausen die Autos vorbei. Historische Stätten und Kirchen stehen fast unter der Autobahn, was man ändern will. Aus der Autobahn Nummer 93 wurde im Süden der Stadt die Nummer 3. Vorbei an Vororten und Industrieanlagen und auch teilweise entlang des Meeres verließen wir Boston wieder und die Autobahn führte uns bald wieder durch bewaldetes Gebiet. Wir schalteten das Radio ein. Jazzmusik begleitete uns auf der Fahrt nach Süden. Diese Musik passte auch zur Umgebung.

Mit nur 60 oder maximal 65 Meilen näherten wir uns der Stadt Plymouth, jener Stadt, in der die Pilgrim Fathers landeten. Gut beschildert fanden wir zum historischen Hafenteil. Entlang des Ufers wanderten wir zuerst zum Nachbau der Mayflower, jenem Schiff, mit dem die Pilgrims kamen. Das Holzschiff stand inmitten von unzähligen weißen Jachten und Motorbooten.



Die Gezeiten waren niedrig und das Wasser stank. Kinder suchten im Uferschlamm nach Muscheln. Viele Touristen promenierten am Ufer entlang. Weiter oben war der Stein, auf dem

der erste Pilgrim das Land betrat. Wie ein Heiligtum wurde er von einem tempelartigen Bau überdacht. Hier blitzten die Fotoapparate.

Über eine Stiege kamen wir in die Altstadt hinauf. Ein Wachsfigurenmuseum stellte die Ankunft der Einwanderer dar. Ein Souvenirgeschäft davor bot äußerst kitschige Waren an. Die Häuser der Altstadt waren zwar teilweise noch aus Holz, aber doch nicht so alt, dass sie ins 17. Jahrhundert zurück datiert hätten. Zu besichtigen waren Häuser, die an Stelle der alten standen.

Vor dem Wachsfigurenkabinett stand auf das Meer hinaus blickend jener Indianerhäuptling in Bronze und überlebensgroß, dem die Pilgrims ihr Überleben verdankten. Völlig erschöpft kamen die Einwanderer an. Sie hatten sich eigentlich am Meer verfahren und wollten nach Virginia. Der Häuptling schützte sie und brachte sie mit Essen und Kleidung über den Winter. Ihm zu Ehren wurde diese Figur hier im 20. Jahrhundert aufgestellt. Spät, aber doch besann man sich der wirklichen Einwanderer. So müssen auch wir Europäer noch lernen, wenn wir von „den Amerikanern“ sprechen und dabei völlig übersehen, dass es fast alle Europäer sind, die erst vor einer oder mehreren Generationen ausgewandert sind.

Der Ort war sauber und einladend. Auch hier gab es einen Rundfahrtbus, der Autobus und Wasserfahrzeug in einem war. Aber auch Pferdekutschenfahrten wurden angeboten. In einem Vorort spielten sogar Schauspieler das Leben der ersten Einwanderer nach.

Es war nicht so heiß wie in den ersten Tagen, aber doch Badewetter. Wir wollten auf die Halbinsel Cape Cod und fuhren weiter nach Süden. Die Halbinsel ist an jener Stelle, wo sie am engsten mit dem Festland verbunden ist durch einen Kanal getrennt worden. Cape Cod ist demnach eigentlich eine Insel. Eine hohe Brücke führte uns hinüber. Die Höhe der Brücke ist notwendig, um den großen Schiffen das Umfahren des Caps zu ersparen.

Vor der Brücke gab es eine Touristeninformationsstelle. Eine ältere Dame beriet mich. Quartier werden wir wohl keines bekommen war ihre Prognose. Es sei Hochsaison und alle Hotels und Motels von Urlaubern besetzt. Sie gab mir aber Informationsmaterial mit und wünschte mir viel Glück. Als ich mich ins Gästebuch eintrug und sie sah, dass wir aus Österreich kamen meinte sie nur, das kenne sie nicht und war auch noch nie dort, aber den Film „Sound of Music“ habe sie gesehen, womit wir wieder beim „Sängerknaben-Lippizaner-Image“ waren.

Sandwich war ein vom Reiseführer empfohlener Ort. Gleich nach der Brücke bogen wir in eine kleinere, parallel zum Meer verlaufende Straße ab und hofften hier ein Zimmer zu finden. Es war erst 14 Uhr und die Chance vielleicht doch noch größer. Beim ersten Motel das wir sahen bogen wir ein und fragten. Ein junger Mann mit einem Baby am Arm nahm uns auf. Es war eine freundliche Anlage, unmittelbar in der Nähe des Zentrums gelegen. Er gab uns auch einen selbst gezeichneten Plan mit und empfahl uns eine Stelle zum Baden, was wir auch taten. Zum Baden selbst war es zu kalt, aber in der Sonne auf einem Stein sitzend lasen wir beide unsere mitgebrachten Bücher aus: Hannelore löste den neunten Fall von Dona Leon und ich finalisierte Barbara Frischmuths „entschlüsselung“.

Die Sonne wurde bald von Wolken verdeckt und ein kühler Wind machte das Sitzen unangenehm. Mit Steinen baute ich hinter einem kleinen Felsen am Strand zwei Sitze, die windabweisend waren und wo wir in Ruhe weiter lesen konnten. Fast alle Strandbesucher gingen, weil es ihnen zu kalt war.

Ich schaute den Wolken zu und konnte nicht feststellen in welche Richtung sie zogen. Vielleicht blies der Wind weiter oben in einer anderen Richtung als unten bei uns?

Der Himmel war blau und wolkenlos, lediglich entlang des Strands zog sich ein Wolkenstreifen, der die Sonne verdeckte und für über eine Stunde nicht zum Vorschein kommen ließ.

Bevor wir aber zur Ortbesichtigung aufbrachen kam sie nochmals zum Vorschein und wärmte uns.

Der Strand lag etwas draußen in einem Naturschutzgürtel. Nur wenige Autos konnten und durften hierher fahren. Es gab nur wenige Parkplätze. Ein Nationalparkscout verkaufte dazu Tickets. Dadurch waren auch wenige Menschen am Strand.

Über ein sumpfiges Marschland mussten wir über einen Holzsteg zum Strand hinaus gehen. Jedes Brett war beschriftet. Auf jedem stand ein Name. Manchmal mit „in love with..“ manchmal nur der Name. So konnte man Hunderte, wenn nicht Tausende Namen beim Gehen lesen. Die Gefahr ins Wasser oder in den Sumpf zu fallen war gegeben, weil der Steg nur einen halben Meter breit war.

Nach dem Baden fuhren wir zurück zu unserem Zimmer und zogen die Badekleidung aus. Mit dem Auto fuhren wir den Ort ab. Schöne Häuser standen im Landesinneren. Hier waren wirklich reiche Leute zu Hause oder hatten ihr Sommerrefugium. So auch die Kennedys. Dementsprechend schön waren auch die Geschäfte und Restaurants.

In einem Supermarkt, der der schönste war, den wir in diesen Tagen in Amerika gesehen hatten kauften wir Mineralwasser. Im Hafen sahen wir den zurückkommenden Fischern zu. Am Meer lag auch „Sam´s Seafood“ Lokal, in dem wir unser Abendessen einnahmen. Wir



waren schon sehr hungrig. Außer Kaffee und Apfelbrot in Concord hatten wir an diesem Tag noch Nichts gegessen.

Die Speisekarte war lang und ausführlich. Unzählige Fischgerichte, von denen wir viele gar nicht kannten. Wir entschieden dann für zwei Speisen, die wir halbierten:

Lobster und Scallops.

Mit Meeresblick verzehrten wir das ausgezeichnete Abendessen.

Um besser zu verdauen wanderten wir dann noch den Kanal entlang bis zu seinem Ende. Ja wir gingen sogar über den aus Steinen aufgeschütteten Damm ins Meer hinaus. Nur Fischer saßen hier und hielten ihre Angel ins Wasser. Draußen fotografierten wir uns. Am Rückweg wurde es schon finster und die Sonne ging am anderen Kanalufer hinter den Waldbäumen den Himmel rot einfärbend unter.

Wieder in Boston

Es ist eine schöne Stadt. Ich habe mich verliebt in sie. Sie ist europäisch und amerikanisch und doch wieder beides nicht. Sie pflegt ihre europäische Tradition. Sie will anders sein als amerikanische, rasch gewachsene Städte. Sie will den Einwohnern dieses Kontinents zeigen, dass hier alles begann. Und wie es begann, das konserviert man teilweise. Seien es die Häuser, seien es die Menschen, seien es die Autos oder die Art zu Essen. Es gelingt nicht immer. Oft wird das ausgezeichnete Essen in Plastikgeschirr serviert. Das Auge kann dann nicht so gut mitessen. Man ist nur auf den Gaumen angewiesen. Dieser wird – zumindest was Fisch betrifft – verwöhnt. An diesem unserem vorletzten Tag in Boston konnten wir es uns nicht verkneifen und sind am Abend bevor wir ins Hotel zurück fahren um unsere Koffer reisefertig zu machen noch zum Marktplatz gefahren, wo es viele Fischrestaurants gibt und haben das letzte Abendessen – beinahe hätte ich „last supper“ gesagt – dort eingenommen. Ich ganz ordinär „Fish & Chips“ und Hannelore einen „Bluefish“. Dieser schmeckte sehr intensiv nach Fisch und war auch tatsächlich blau. Sie war kalorienbetonter und aß Salat dazu. Viele junge Menschen standen an der Bar und tranken zusammen ein Bier. Viel wurde gelacht. Die Männer mit dunklen Anzügen und Krawatten und die Damen mit dunklen Kleidern. Frauen als Manager machen eben wieder Männer nach. Sie tragen ebenfalls Anzüge, nur haben die eben keinen Zwickel im Schritt, sondern enden als Rock. Das Bier wurde nur in Flaschen serviert. Man trank aus der Flasche. Auch die Damen. Eine von ihnen wollte nur vornehmer sein und hielt die Flasche in einer Papierserviette eingewickelt.

Es waren viele Touristen in der Stadt. Die meisten von ihnen waren Amerikaner. Für Europäer war es ein teures Urlaubsland geworden. Die Amerikaner kamen aber nach Boston, um ihren Kindern und auch sich selbst die Wiege der USA zu zeigen.

Unsere Tische standen im Freien. Im Keller der Markthalle war das Restaurant „Salty Dog“ und seine Küche untergebracht. Die Kellnerinnen mussten alle Speisen die Stiegen herauf tragen. Der Tag war schön und fast niemand saß drinnen. Es war nicht mehr so heiß wie vor einer Woche, aber immer noch angenehm um in kurzer Hose und mit T-Shirt im Freien zu sitzen. Viele Menschen promenierte vorbei. Viele kauften ihre Speisen in den Geschäften der Markthalle und trugen sie heim. Andere wieder setzten sich auf eine Bank und aßen das Gekaufte aus der Tüte. Der Zauberer hatte seinen Stand auf der Stiege zur Markthalle aufgebaut. Der Beginn war schwierig. Niemand blieb stehen. Alle gingen weiter. Er wollte aber viel Publikum um nachher viel Trinkgeld bekommen zu können. Mit einer Trompete aus Plastik versuchte er sie herbeizuholen. Nach und nach trafen die Menschen ein. Zuerst waren es die Kinder, die sich in die erste Reihe setzten. Dann kamen deren Eltern und nach und nach füllte sich der Platz. Er hatte gewonnen. Sein Auditorium war groß. Mehr hätte es nicht mehr vertragen, sonst hätten die Zuschauer zu wenig gesehen. Zu Beginn war die Sicht zum Zauberer hin noch frei und auch wir vom Restaurantstisch aus konnten mitschauen. Nach und nach standen immer mehr Leute vor und verstellten uns die Sicht.

Zu Mittag waren wir wieder nach Boston gekommen. Wir frühstückten noch in unserem netten Motel. Es gab nur Kaffee, Orangensaft und Maffins. Einen Blick wollten wir noch auf die große Brücke, die über den Kanal führt werfen, aber wir fanden keinen geeigneten Platz zum Stechenbleiben. Entweder war da ein Zaun oder ein Privatgrund. So fuhren wir eben über die nicht fotografierte Brücke. Die Autobahn war im Vergleich zum Vortag leer. Die Morgenzeitung hatte vom heftigen Sonntagsverkehr berichtet und dass es zukünftig besser sei am Sonntag auch das Auto ruhen zu lassen.

In 1 ½ Stunden waren wir in Boston. Wir besuchten die John F. Kennedy Bibliothek. Sie lag im Süden der Stadt in der Bucht des sogenannten „alten Hafens“. Eine ursprünglich nicht sehr gute Gegend. Vielleicht wollte die Familie Kennedy auch damit ein Signal setzen. Ein

moderner, schöner Bau aus weißem Stein und dunkelbraunem Glas in der Einflugschneise des Flughafens gelegen.

Es war es wert diese Bibliothek zu besuchen. Hätten wir aber nicht vorher eine Woche bei Land und Leuten in Massachusetts verbracht, so hätten wir die Geschichte dieses John F. Kennedys und seiner Familie nicht verstanden. Er war aus Boston. Er ging hier zur Schule und studierte in Harvard. Sein Vater war schon führender Politiker und er hatte schon als Kind gesehen, was es heißt politisch aktiv zu sein. Er wirkte immer jünger als er war. Als wir



nachrechneten stellten wir fest, dass er älter als unsere Eltern war. Er wirkte auf uns aber jung und die Eltern dagegen alt. Er war also ein jung gebliebener Mensch. Er hatte Ideale und diese verfolgte er. Wirklich große Menschen brauchen das. Ich erinnerte mich, dass ich als Jugendlicher sein Buch über die Courage begeistert gelesen hatte.

In einem Film wurde sein Leben bis zur Präsidentschaft gezeigt. Dass er auch im Zweiten Weltkrieg als Soldat im Einsatz war hatte ich nicht gewusst. Er kam aus einer großen Familie mit vielen Geschwistern und auch er hatte wieder eine große Familie.

In den nachfolgenden Ausstellungsräumen wurden viele Gastgeschenke und persönliche Gegenstände gezeigt. Nach Lebensabschnitten und Erlebnisthemen waren sie in verschiedene Räume aufgeteilt. Ganze Fernsehstudios und Arbeitszimmer waren nachgebaut worden und sollten so das Leben des Verstorbenen dem Besucher näher bringen.

Leider war das Treffen Kennedys mit Chruschtschow in Wien nicht dokumentiert. Nur eine Zeittafel vermerkte das Ereignis. Viel Platz wurde dagegen seinen außenpolitischen Aktivitäten in Lateinamerika gewidmet.

Großartig fand ich den Spruch im Foyer:

All this will not be finished
In the first one hundred days
Not will it be finished
In the first one thousand days
Not in the life
Of this Administration
Not even perhaps
In our lifetime on this planet.
But let us begin.

Vor dem Haus, direkt am Meer lag sein privates Segelboot. Ein eigener Anlegesteg erlaubt es auch Besucher per Boot hierher zu bringen. Das Haus ist fast durchsichtig. Die Seite zum Meer hin ist fast ausschließlich aus Glas. Man kann so von außen sehen was drinnen ist und die Menschen drinnen fühlen sich so als wären sie in freier Natur. Gegenüber, wie eine extra dafür aufgebaute Theaterkulisse sah man die Skyline der Stadt. Hätte ich diese Bibliothek nicht besucht, so hätte ich Boston nicht ganz kennen gelernt.

Da ich am Abflugtag nochmals einen Kollegen vom MIT traf, wollten wir am Nachmittag das MIT-Museum besuchen. Nur ein Mal hatten wir uns verfahren bis wir vor dem Museum einparkten. Die Diskussion startete wieder, wie viel Zeit wir in der Parkuhr kaufen sollten. Hannelore wollte immer mehr als wir dann letztendlich konsumierten und war immer für das Risiko und bezahlte weniger in der Hoffnung keine Strafe zu bekommen. Diesmal siegte Hannelore und wir zahlten für zwei Stunden. Ich überquerte die Straße und stellte fest., dass das Museum Montags geschlossen ist. Wir hatten also umsonst bezahlt.

Trotzdem wanderten wir zu Fuß das MIT Hauptgebäude entlang hinunter zum Fluss, wo wir ein Kaffeehaus suchten. Nach zwanzig Minuten fanden wir eines an der Longfellow Bridge, die hinüber nach Boston führte.

Gestärkt mit Kuchen und Kaffee wanderten wir über MIT Shops und Abteilungen zurück zum Auto. Auf Nummer 109 der Hauptstraße schaute ich im Stiegenhaus, ob einer meiner Partner, mit denen ich ein Buch über Videokonferenz vor einigen Jahren gestaltet hatte noch hier war. Die Parkuhr hatte noch ein hohes Guthaben. Trotzdem fuhren wir zum Hotel. Eigentlich wollten wir gleich hier in Cambridge nächtigen, aber die Hotelpreise – auch wenn sie von der Universität bezahlt wurden – schreckten mich ab. Da nahm ich die Fahrtzeit in einen Vorort in Kauf und zahlte gleich um 50 Prozent weniger.

Telefonisch hatten wir im Tage-Inn in Somerville reserviert. Somerville liegt direkt an der Autobahn 93 Richtung Norden nach der Hafенbrücke, über die man Boston verlässt. So wie Cambridge ist Somerville ein Vorort oder Nachbarort. Nur ist hier alles billiger als in der Stadt.

Wir luden alle Koffer aus und auch die vielen Plastiktüten, die sich im Kofferraum sammelten. Die meisten enthielten Bücher und Manuskripte, die ich für meine Universität sammelte.

Mit einem Shuttleservicebus des Hotels wurden wir zur U-Bahn gebracht und in einer Viertel Stunde standen wir am Stadtpark. Von hier gingen wir nach Beacon Hill, einer Stadt in der Stadt. Wie konserviert wurde hier eine alte englische Stadt aufbewahrt. Ursprünglich wohnten nur vornehme Leute hier. Inzwischen sind diese weiter nach Westen gewandert. Trotzdem ist es ein schöner Bezirk geblieben. Kleine Backsteinhäuser mit Kupfererkern, schwarzen Stiegen und Fenstern mit grünen Bäumen und Blumen an der engen Straßenseite. Manche Häuser hatten sogar ihren eigenen gemeinsamen Park. Es gab – ganz „unamerikanisch“ auch kleine Geschäfte wie in Europa.

Westlich des Stadtparks hatte man dann im 19. Jahrhundert Pariser Baustil simuliert. Entlang einer breiten Avenue wurden weiße Häuser wie in der französischen Hauptstadt gebaut. Der Park hatte viele bunte Blumen.

Nun hatten wir nur mehr ein Ziel: die Markthalle, wo wir zum letzten Mal während dieser Reise in Boston Abendessen wollten.

Media Lab

Die einzelnen Erfindungen waren schon auch beeindruckend, mehr war es aber die Art und Weise wie sie entstanden. An einer der Bürotüren – sofern man diese Art von Räumen Büro nennen konnte – stand die Aufschrift „Lifelong Kindergarten“. Der Name war bezeichnend. Die Menschen die hier arbeiteten wirkten wie Kinder. Das was sie arbeiteten sah mehr nach Spiele, als nach Job aus. Da saß etwa eine Gruppe Burschen um einen Tisch, auf dem ein Fahrzeug aus Legosteinen fuhr. Einer tippte an einem Computer und ein anderer versuchte das Fahrzeug durch Klatschen zum Stehen zu bringen. Manchmal gelang es, manchmal nicht. Der Kollege am Computer änderte einige Parameter am Programm und sie versuchten es wieder.



Dieser Raum sah überhaupt wie ein Spielzimmer aus, nur wesentlich größer. In einer Lagerhalle waren verschiedenste Legosteine gelagert und an vielen Tischen wurden Fahrzeuge und Dinge gebastelt. Fertige und halbfertige Ungetüme standen herum. Auch ein Nike-Sportschuh, aus dem Kabel heraus standen. Die Sohle war etwas dicker und anscheinend mit Elektronik gefüllt.

In einem anderen Labor wurde ein Professor von einem Fernseheteam interviewt. Seine Assistentin stand mit einem grauen Papagei daneben. Es sei eine spezielle Art von Papageien, die man nicht einsperren darf. Diese Professorin versuche sie zu erziehen so wie Kinder. Ihre Versuchstiere bewegen sich frei im Büro.

Eine dicke Forscherin saß am Bildschirm und ein großer Hund saß daneben und schaute ihr zu als verstehe er alles und würde bei einem Fehler zu Bellen beginnen.

In einem Einzelbüro waren viele Computer eingeschaltet und davor versuchte sich ein Mann als Jongleur.

Alle Menschen sahen noch sehr jung aus. Manchmal sind es die ganz jungen und nicht die erfahrenen Forscher die mit den revolutionierend neuen Dingen auftischen erklärte meine

Kollegin, die mich durch das Labor führte. So habe ein Absolvent einer Highschool versucht Ton mit Licht darzustellen. Es gelang ihm und heute könne man so akustische Signale, die früher nur durch Lautsprecher wiedergegeben wurden wie einen Lichtschein auf ein bestimmtes Gebiet strahlen. Ton also ohne Trennwände getrennt. Genau fokussiert auf einen bestimmten Punkt oder einen bestimmten Raum. Das Übertragungsding war so groß wie eine



Pizza, brauchte also auch weniger Platz als ein konventioneller Lautsprecher. Musikinstrumente wurden in Spielzeuge eingebaut, die verschiedene Töne durch Drücken ergaben. Kleidungsstücke wurden zu Computerinputs bei denen die Hosentaschen als Tastaturen funktionierten und die Augengläser als Bildschirme. Computer mussten nicht mitgetragen werden, sondern waren Teil der Kleidung. Die Kleidung brauchte nicht der Temperatur angepasst werden, sondern konnte je nach Bedarf geheizt oder gekühlt werden. Weltreisende werden mit dieser Erfindung weniger Gepäck brauchen. Ob Frauen damit glücklich werden? Weniger Garderobe zur Auswahl? Auch dafür sah ich eine Lösung: Mäntel, die wie Bildschirme funktionierten und so – je nach Eingabe – ihre Oberfläche änderten. Durch Programmwechsel kam man vom Ballkleid zum Sportkleid ohne sich umziehen zu müssen.

Wie gesagt alles passierte spielend. So auch bei den Kinderspielen an sich. Ein Puppenhaus hatte einen großen Bildschirm angeschlossen, auf dem ein virtuelles Kind mit demselben Puppenhaus erschien. Das reale Kind konnte so mit dem virtuellen spielen und ihm über die Innenwand des Puppenhauses auch Spielsachen in die virtuelle Welt hinüber geben. Die Grenzen zwischen Realem und Unwirklichem verschwammen.

In einem Vorraum war eine Videokonferenz eingerichtet, die immer angeschalten war und die via Internet immer mit einem ähnlichen Raum im MIT Office in Irland verbunden war. Wann immer man Lust hatte konnte man sich mit einem Kollegen auf der anderen Seite des Atlantik

unterhalten. Das wesentliche war, dass es einfach war. Jeder nützte es. Eine Tastatur mit zwei Knöpfen reichte aus.

Derselbe Erfinder baute eine Videokonferenz, bei der die einzelnen Partner auf einem Monitor nebeneinander dargestellt wurden. So als wären sie alle in einem Raum. Lediglich derjenige, der gerade sprach war in dunkleren Farben dargestellt als die passiven Zuhörer.



Man brauchte nur mehr einen Monitor.

Auch Shopping über den Fernseher wurde in neuer Dimension dargestellt. Während eines Spielfilms konnte man die entsprechende Person antippen. Berührte man das Kleidungsstück der Schauspielerin, an dem man interessiert war, wurde eingeblendet bei wem und zu welchem Preis man es kaufen konnte. Ein Spielfilm wurde so zum Verkaufskatalog.

Überraschung reihte sich an Überraschung. Wesentlich war aber die Art wie gearbeitet wurde. Das MIT habe auch keine staatlichen Gelder. Nur private Sponsoren und dabei auch nur in größeren Dimensionen.

Herr Wright hatte es möglich gemacht. Das Büro an meiner Universität hatte gut gearbeitet und diesen Herrn für mich aufgetrieben. Er ermöglichte mir die individuelle Betreuung und Führung. Vorher war er noch Mittagessen mit mir. Wir aßen Fisch. Er Lobbster und ich Scallops. So wie ich dürfte er Süßigkeiten lieben, denn voll Erwartung fragte er nach der Dessertkarte und wusste auch sehr gut Bescheid. Beide bestellten wir eine Torte und einen Cappuccino. Er genoss das Essen sichtlich. Das Essen sei in den letzten Jahren in Amerika besser geworden konstatierte er. Auch ich konnte das bestätigen. Oder lag es daran, dass meine finanzielle Lage besser wurde und ich mir mehr und Besseres leisten kann?

Wir sprachen über Österreich. Seinen Job, Beziehungen zu Industriepartnern herzustellen macht er schon 14 Jahre. Für amerikanische Verhältnisse eine Ewigkeit. Er widersprach aber diesem meinem Einwand. Er kenne schon immer mehr Kollegen, die so lange in ein und derselben Firma bleiben. Ein umgekehrter Trend zu Europa also. Zwar wurde er in einem der zentralamerikanischen Staaten geboren studierte aber schon in Boston und blieb auch hier. Er war schon oft in Österreich und speziell an der politischen Situation interessiert. Wie es nun eigentlich mit Haider und seiner Partei bestellt sei. Ich fühlte mich in die Zeit zurück

versetzt, in der wir einen Bundespräsidenten hatten, der Waldheim hieß. Bevor man geschäftlich zum Sprechen kam, musste man sich rechtfertigen warum und weshalb Waldheim gewählt wurde. So ähnlich war es nun mit Haider. Für einen Ausländer ist die Situation wirklich schwer verständlich. Den Vergleich der Demokraten mit der Sozialistischen Partei und den der Republikaner mit der Volkspartei kann man noch klarstellen, warum aber die Partei des rechten Flügels Stimmen aus der Arbeiterschicht bekam will mein Gesprächspartner nicht ganz verstehen. Dass Haider eben ein Populist ist und kernige Aussagen trifft, die bei weniger intelligenten Menschen gut ankommen, ohne dass ihnen dieses Parteiprogramm wirklich hilft getraue ich mir erst nach einigem Herumreden zu sagen, diskriminiert es doch eine Bevölkerungsschicht. Aber ich denke, so ist es. Die einfachen Menschen lachen über die lustigen Aussagen des Herrn Haider vergessen aber dabei zu kontrollieren, was das für sie persönlich bedeutet.

Wir kamen auch auf das Universitätsproblem zu sprechen. Die österreichischen Drop Out Raten sind für einen Amerikaner noch weniger verständlich als die Politik eines Herrn Haider. Dass man nun wegen 500 Dollar Studiengebühren demonstriert löst bei Herrn Wright nur ein Kopfschütteln hervor. Dass neben den Studenten auch die Professoren streiken getraue ich mir dann gar nicht mehr zu sagen.

Mein Gesprächspartner sprach zwar nicht deutsch, war aber schon sehr oft in Österreich und kannte viele Orte. Osttirol fehlt ihm bei seinen Besuchen. In Krems war er bereits und wusste auch den Namen eines Kollegen, der ihn in Boston bereits besucht hatte.

Im kommenden Jahr planen sie mit der österreichischen Wirtschaftskammer ein Symposium, an dem auch ich mitwirken möchte.

Österreich ist ein kleiner Partner für das MIT. Die Regierung von Singapur hat einen Vertrag, nach dem MIT in Singapur Ausbildung durchführt und dafür jährlich 100 Millionen US\$ bekommt.

In seinem Büro gibt er mir noch seine Visitenkarte und hofft, dass unser Kontakt weiter bestehen bleibt. Ich denke, wir hatten uns sehr gut verstanden und waren uns beide sehr sympathisch. Ein Zustand, der nicht so selbstverständlich ist.

Auch hatten wir einige gemeinsame Bekannte. Vor einigen Jahren hatte ich mit einem Kollegen aus dem MIT ein Buch über Videokonferenz geschrieben, den auch er kannte. Ein schwedischer Kollege, der im MIT arbeitete machte Videokonferenzen für uns. Nun ist er in der schwedischen Privatwirtschaft. Er kann keine Vorlesungen mehr halten, weil er in der Militärindustrie beschäftigt ist und absolutes Sprechverbot über seine Aktivitäten hat. Hier wusste Wright schon wieder mehr. Er sei inzwischen – zwar bei derselben Firma – im Zivilbereich tätig.

Die Chefin des MIT Labors in Dublin kannte ich auch. Ich hatte sie bei einem Kongress in München kennen gelernt.

An vielen Stellen der Führung wurde ich noch zusätzlich darauf aufmerksam gemacht, dass ich nicht Fotografieren durfte. Eigentlich war es umgekehrt: es gab nur wenige Plätze, die sie mir zum Fotografieren freigaben.

Die Führung übernahm eine Kollegin, die sich nicht vorstellte. So geheim war manches, dass man nicht einmal wusste wer der Partner war. Diese Vorsicht kannte ich bisher nur von osteuropäischer Geheimpolizei.

Die Dame hatte übrigens einen schlechten Mundgeruch und ich ging immer weiter weg, obwohl ich dabei Gefahr lief nicht alles zu verstehen. Auch wir kamen vom Mittagessen; ob man auch unsere Fischgerichte riechen konnte?

Den Tag begannen wir mit dem Packen des Heimreisegepäcks. Das Handgepäck wurde stark reduziert. Mit unserem Auto fuhren wir zum MIT-Museum, das gestern noch geschlossen hatte.

Das MIT Museum ist eine historische Darstellung der Media Laboratorien. Die Neuigkeiten fehlen fast gänzlich. Lange saßen wir bei den Fußballrobotern, wie sie auch Kollege Kopacek von der Technischen Universität in Wien einsetzt.

Die Kunstsektion weckte den Wunsch solch eine Ausstellung nach Österreich zu holen. Ich werde mit meinem Kollegen Aigner, der die Kunsthalle leitet sprechen.

Hologramme waren hier auch schon in Farbe ganz passabel ausgeführt. Die mir bekannten russischen aus St. Petersburg sind aber immer noch größer.

Das Gebäude des Museum sah eher nach einem Industriebau als nach einem High Tech Museum aus.

Unser Auto parkte diesmal wegen des Heimreisegepäcks im Kofferraum in einer Garage. Für 6 Stunden zahlten wir fast 500 Schillinge. Die hohen Lebenskosten und der für uns ungünstige Umrechnungskurs des Dollar wurde uns nochmals vor Augen geführt.

Hannelore kam pünktlich um 15 Uhr. Sie war noch in Harvard. Wir trafen uns nicht wie vereinbart in einem Kaffeehaus, sondern unbesprochen in einer Buchhandlung. Beide können wir Büchern nicht widerstehen und ich wollte noch ein bestimmtes Buch, auf das ich zu Hause länger warten würde besorgen. Ein Managementbuch über Business Process Engineering. Der Autor hatte für mich einst gearbeitet und zählt heute zu den führenden Experten auf diesem Gebiet. 1994 war ich einer der ersten in Europa, die sich damit beschäftigten.

Nochmals mussten wir quer durch die Stadt. Nochmals fuhren wir auf die Autobahn Nummer 93 auf, die uns so oft in der letzten Woche begleitet hatte. Nochmals standen wir in einem Bostoner Stau. Letztendlich erreichten wir aber den Tunnel unter dem Meer, der hinaus zum Flughafen führt. Die Beschreibung zur Autorückgabe war sehr gut. Die Rückgabe selbst wieder problemlos und rasch. Der Shuttlebus wartete bereits und schon standen wir beim Check In Schalter in der Abflughalle. Das Gepäck lief am Förderband hinunter zum Frachtraum und wartete auf die Verstaung im Bauch des Flugzeugs. Wir saßen noch 1 ½ Stunden in Warteräumen, bevor wir einsteigen durften. Pünktlich auf die Minute dockte unsere DC10 der North West Airlines ab und begab sich zu einer der vielen Startpisten. Wir waren in einer Kolonne von internationalen Flugzeugen, die alle den Atlantik überqueren wollten: Alitalia, Lufthansa, British Airlines, Air Lingua, American, etc etc

Nochmals sahen wir hinüber zur John F. Kennedy Bücherei. Nochmals zog die Skyline der Stadt Boston an uns vorbei und als wir schon flogen sahen wir nochmals die Bucht von Boston, wo vor einigen hundert Jahren erstmals das kleine Schiff - die Mayflower – mit europäischen Einwanderern ankam. Heute sind es Tausende Menschen, die täglich von Europa nach Amerika kommen. Hauptsächlich mit Flugzeugen, wo Menschen eng gedrängt sitzen und so die Entfernung hinter sich bringen.

Bei manchen Orten weiß ich, dass ich wieder komme. Boston ist so eine Stadt. Amerikanisch und doch nicht amerikanisch. Europäisch und doch nicht europäisch. Jung und intellektuell. Eine Stadt, die zum Nachdenken und Denken animiert. Eine Stadt, in der Neues leichter entstehen kann als sonst wo. Das will ich in meinem weiteren Leben nochmals ausnützen.

Am Flughafen schrieben wir noch letzte Ansichtskarten. Diese werden sicher nach uns in Europa ankommen. Unglücklicherweise hatte ich eine Briefmarke zu wenig und musste, um die Karte an Heinz Nußbaumer aufgeben zu können nochmals durch den Zoll und in der Abflughalle die Karte in einen Briefkasten schmeißen.

Ich hatte den Flug wieder sehr gut überstanden. Zwar nicht durchgängig, aber doch einige Stunden geschlafen und Nichts gegessen. Dadurch fühlte ich mich in Amsterdam wirklich wie am Morgen, obwohl die innere amerikanische Uhr erst 2 Uhr früh zeigte.



Facts & Figures

- Ca 1000 Kilometer mit dem Auto gefahren
- Ca 60 Kilometer zu Fuß gegangen
- Ca 40.000 Kilometer mit dem Flugzeug geflogen